This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,131,779

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

P
B
1531

Frommanns Klassiker der Philosophie

herausgegeben

von

Richard Falckenberg

Dr. u. o. Professor der Philosophie an der Universität Erlangen.

V.

H. SPENCER

VON

OTTO GAUPP.



Herbert Spencer

HERBERT SPENCER.

87695

VON

OTTO GAUPP.

STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1897.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Einleitung.

Herbert Spencer ist — das steht heute wohl fest — eine Erscheinung von europäischer oder besser universeller Bedeutung. Gleich einem Voltaire, einem Kant, einem Schopenhauer ist er eine geistige Kraft, die in ihrem Wirken weit über das Volk, das ihn hervorgebracht, hinausreicht, ja überall, wo zivilisierte Menschen wohnen, geistiges Leben befruchtet und bestimmt. Er ist, wie viele hinzufügen würden, der Philosoph unserer Zeit, d. h. der Mann, der dem wissenschaftlichen Bewusstsein unserer Zeit seinen klarsten und zusammenhängendsten Ausdruck gegeben hat.

Im Lande seiner Geburt wird das heute von den Vertretern der verschiedensten Denkrichtungen unumwunden anerkannt. Während noch 1864 A. Laugel in der „Revue des Deux Mondes“ Spencer mit vollem Recht nachrühmen konnte, er habe sich der Philosophie zuliebe „mit edler und rührender Selbstentsagung der Armut und, was noch schwerer zu tragen ist, der Unberühmtheit geweiht“, ist ihm seitdem reichste Anerkennung, und zwar gerade die Anerkennung, die der Weise allein schätzt, das Lob Ebenbürtiger zu teil geworden. Ein Lewes fragt in seiner Geschichte der Philosophie, ob „England je einen Denker von feinerem Kaliber hervorgebracht habe“; ein Darwin nennt ihn „den grössten jetzt lebenden Philosophen Englands, vielleicht jedem der früheren ebenbürtig“; ein John Stuart Mill stellt ihn auf eine Stufe mit Auguste Comte, in seinem Munde das höchste Lob; Professor Huxley, in diesem Punkt

wohl eine der ersten Autoritäten, urteilt, „die einzige, vollständige und methodische Darstellung der Entwicklungstheorie, die ich kenne, findet sich in Herbert Spencers philosophischem System, in einem Werk, das jeder fleissig studieren sollte, der sich mit den Tendenzen der wissenschaftlichen Bewegung bekannt machen will"; und ähnlich andere bedeutende Männer. In dieser gerechteren Würdigung des grossen Philosophen sind die Vereinigten Staaten dem Mutterland vorausgegangen und alle angelsächsischen Kolonien gefolgt. Spencers Name ist dann bis in den fernsten Osten gedrungen, und seine Philosophie wird auf den Universitäten Japans eifrig studiert. In der Litteratur der Nordländer und der Russen stossen wir Schritt und Tritt auf seine Gedanken, und die romanischen Völker haben sich in zahlreichen Büchern und Aufsätzen mit seinen Ideen beschäftigt. Wenn anderseits die Erbitterung und Hartnäckigkeit, mit denen eine Theorie bekämpft wird, nur einigermassen ein Masstab sind für den Einfluss und die Bedeutung, die sie hat, so kann sich Spencer auch in dieser Hinsicht nicht beklagen. Es hat ihm nie an heftigen Gegnern gefehlt, und sie fehlen ihm auch heute nicht; Bücher und Flugschriften, die ihn und seine Lehre „vernichten", würden einen stattlichen Bücherschrank füllen. Man kann ohne Zweifel sagen, der Kampf für und wider Spencer ist heute nicht mehr so akut wie noch vor wenigen zehn Jahren; wenn man aber daraus den Schluss zieht, dass Spencers Einfluss auf das geistige Leben seinen Zenit überschritten habe, so muss man hinzufügen: ist das wirklich eine Thatsache, so ist der Grund einzig darin zu suchen, dass Spencers leitende Gedanken, die noch vor wenig mehr als einem Vierteljahrhundert die Welt abstiessen und befremdeten, heute so sehr zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, dass man bereits vergisst oder nicht mehr daran denkt, wem man sie verdankt. —

Alles das mag dem deutschen Leser wohl übertrieben scheinen und mit gutem Grund; denn es wäre übertrieben, wenn man Spencers Bedeutung an dem mässe, was er unserm Volk gewesen ist und ist. Für Deutschland hat er bis Anfang der achtziger Jahre kaum existiert, und man wird schwerlich fehl gehen mit der Annahme, dass er auch heute noch für viele deutsche Gelehrten und Philosophen nicht viel mehr als ein blosser Name ist. Gewiss eine erstaunliche Thatsache, dass sich gerade das „Volk der Denker“ gegen den grössten Denker unserer Zeit ablehnend verhalten hat, um so erstaunlicher, weil Spencer im Gegensatz zu allen andern englischen Philosophen im ganzen Charakter seiner Philosophie etwas hat, das ihn deutscher Geistesart näherrückt. Spencer teilt die instinktive Abneigung seiner Landsleute gegen das deduktive Verfahren in keiner Weise, er dringt vielmehr überall auf eine innige Verknüpfung der induktiven mit der deduktiven Methode; und er sieht, wieder ungleich seinen Landsleuten, in der Analyse, d. h. Prüfung und Zerlegung des Thatsächlichen in seine Bestandteile, nicht das Endziel philosophischer Betrachtung, sondern nur eine vorbereitende Arbeit zur Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe, die in der Synthese liegt, d. h. in der Zusammenfassung des Einzelnen zu einer einheitlichen Weltanschauung. Spencers unermüdliches Streben nach Synthese, die sich auf Analyse stützt, und seine weise und vorsichtige Verknüpfung der induktiven und deduktiven Methode in der Behandlung philosophischer Fragen hat nach meiner Ansicht zur Folge gehabt, dass gerade seine Philosophie mehr als irgend ein anderes System jener berühmten Definition des deutschen Philosophen Wundt Genüge thut, die Philosophie sei „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat“.



Herbert Spencer

HERBERT SPENCER.

87695

VON

OTTO GAUPP.

STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1897.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Einleitung.

Herbert Spencer ist — das steht heute wohl fest — eine Erscheinung von europäischer oder besser universeller Bedeutung. Gleich einem Voltaire, einem Kant. einem Schopenhauer ist er eine geistige Kraft, die in ihrem Wirken weit über das Volk, das ihn hervorgebracht, hinausreicht, ja überall, wo zivilisierte Menschen wohnen, geistiges Leben befruchtet und bestimmt. Er ist, wie viele hinzufügen würden, der Philosoph unserer Zeit, d. h. der Mann, der dem wissenschaftlichen Bewusstsein unserer Zeit seinen klarsten und zusammenhängendsten Ausdruck gegeben hat.

Im Lande seiner Geburt wird das heute von den Vertretern der verschiedensten Denkrichtungen unumwunden anerkannt. Während noch 1864 A. Laugel in der „Revue des Deux Mondes" Spencer mit vollem Recht nachrühmen konnte, er habe sich der Philosophie zuliebe „mit edler und rührender Selbstentsagung der Armut und, was noch schwerer zu tragen ist, der Unberühmtheit geweiht", ist ihm seitdem reichste Anerkennung, und zwar gerade die Anerkennung, die der Weise allein schätzt, das Lob Ebenbürtiger zu teil geworden. Ein Lewes fragt in seiner Geschichte der Philosophie, ob „England je einen Denker von feinerem Kaliber hervorgebracht habe"; ein Darwin nennt ihn „den grössten jetzt lebenden Philosophen Englands, vielleicht jedem der früheren ebenbürtig"; ein John Stuart Mill stellt ihn auf eine Stufe mit Auguste Comte, in seinem Munde das höchste Lob; Professor Huxley, in diesem Punkt

wissen zu überladen; er legte vielmehr alles Gewicht darauf, zu Selbstthätigkeit und Selbständigkeit im Denken und Beobachten anzuleiten. Kurz, er verkörperte in seinem paedagogischen Handeln die Ansichten, denen später sein Sohn in den berühmten Aufsätzen über die Erziehung vollendeten Ausdruck gab. Die paedagogischen Ansichten des Vaters haben auf die geistige Entwicklung des Sohnes einen bestimmenden Einfluss ausgeübt. Spencer selbst hat ausdrücklich anerkannt, dass er viele der ausgesprochensten Züge in seiner ganzen Denkrichtung seinem Vater verdanke, so vor allem „die tiefwurzelnde Neigung, überall nach Ursachen zu forschen und zwar nach Ursachen physischer Natur“. Sein Vater habe aber stets mehr durch Beispiel als durch direkte Lehre gewirkt.

2. Drei Jahre nach der Geburt Herberts, seines einzigen überlebenden Kindes, zwangen Gesundheitsrücksichten den alten Spencer, seine Schule in Derby aufzugeben. Er zog in das benachbarte Nottingham, wo er, wie beinahe die halbe Stadt, in der Spitzenfabrikation Beschäftigung fand. Schon nach drei Jahren gings aber wieder zurück nach Derby zur kongenialeren Beschäftigung des Lehrens und Unterrichtens. Jung Spencer hatte bereits in Nottingham für kurze Zeit bei einer Lehrerin die Schule besucht, und in Derby wurde seine Ausbildung zuerst zu Hause von seinem Vater und dann in der Schule eines Onkels fortgesetzt. Da er von so zarter Gesundheit war, dass seine Eltern verschiedene Male die Hoffnung aufgegeben hatten, ihn überhaupt fortzubringen, vermied sein Vater mit Recht aufs peinlichste jedes Drängen und Ueberanstrengen und Herbert war denn auch in keiner Weise ein „Wunderkind“; im Gegenteil, er galt eher als „zurückgeblieben“. Er wurde über 7 Jahre, bis er lesen lernte, und als er der grossen Kunst mächtig war,

fand er wenig Geschmack an ihrer Ausübung. In der Schule feierte er durchaus keine Triumphe. Er war unaufmerksam und faul und hasste vor allem das Auswendiglernen aufs grimmigste. Dabei war er unfolgsam und eigensinnig, Vorstellungen und Ermahnungen sehr unzugänglich und darauf erpicht, überall seinen eigenen Weg zu gehn, also durchaus kein Musterschüler. Den Spencer, der in späteren Jahren so unermüdlich für das Recht und die Freiheit des Individuums eintritt und mit leidenschaftlichen Worten gegen Unterdrückung und Gewaltherrschaft in jeder Form protestiert, erkennen wir wieder, wenn wir hören, dass er als kleiner Junge allem „Bullying", wie das in englischen Schulen zum System ausgebildete Tyrannisieren jüngerer durch ältere Schüler genannt wird, nicht zu brechenden Widerstand leistete. Der wertvollere Teil seiner Erziehung ging inzwischen ausserhalb der Schule vor sich. Sein Vater lehrte ihn nach der Natur zeichnen, worin er schnelle Fortschritte machte, und unterstützte und leitete seinen ausgesprochenen Sammeleifer, dem Käfer, Schmetterlinge und Blumen zum Opfer fielen. Er zog ihn ferner zu den Stunden heran, in denen er mit Privatschülern physikalische und chemische Versuche machte, und hier schüttelte der junge Spencer die Gleichgültigkeit schnell ab, die ihm im Klassenzimmer anhaftete; er machte früh Versuche auf eigene Faust und wurde dazu, wie zu jeder Art schaffender Thätigkeit, vom Vater eifrig ermuntert. Er durfte ferner schon als kleiner Knirps bei den regelmässigen Disputationen zuhören, in denen sein Vater und seine Onkel, alles aufgeklärte und geistig sehr regsame Männer, brennende Fragen der Politik und Religion zu erörtern pflegten, und auch die vielen litterarischen, wissenschaftlichen und medizinischen Zeitschriften, die ins Haus seines Vaters kamen, (er war Sekretär der philosophischen Gesellschaft in Derby), wurden seiner etwas erratischen Wissbegierde nicht

vorenthalten. Seine religiöse Erziehung wurde keineswegs vernachlässigt; es geschah im Gegenteil des Guten zu viel. Sein Vater und seine Mutter waren beide Methodisten; im Vater hatte sich aber mit der Zeit eine Abneigung gegen das methodistische System festgesetzt, und er war allmählich ein regelmässiger Besucher des Versammlungshauses der Quäker geworden. Die Mutter dagegen blieb dem alten Glauben treu, und die Folge war, dass der Sohn morgens mit dem Vater die Quäkerversammlung und abends mit der Mutter die Methodistenkapelle besuchte. Dieses sonntägliche Hin-und-Her trug nicht gerade dazu bei, dem Knaben einen grossen Begriff vom Werte theologischer Dogmen zu geben, und das erzwungene Lernen einer Masse Lieder und Bibelsprüche verleidete ihm auf die Dauer alle biblische Sprache.

3. Spencer wuchs unter dieser Erziehung, die alle Treibhausmethoden mied und ihn möglichst seine eigenen Wege gehen liess, zu einem relativ kräftigen und gesunden Burschen heran, und als er dreizehn Jahre alt war, hielt sein Vater die Zeit für gekommen, ihn nach englischer Sitte aus dem Elternhause weg in fremde Obhut zu geben, die einen gleichmässigern Unterricht und strengere Zucht möglich machten. Er wählte aber keine der öffentlichen Schulen, sondern sandte den jungen Herbert zu seinem Bruder Thomas, der als Geistlicher der anglikanischen Kirche die Pfarrei Hinton Charterhouse bei Bath unter sich hatte. Dieser Onkel Spencers war gleich seinem Vater und den andern Brüdern desselben ein selbstständig denkender, unabhängiger und gemeinnütziger Mann. Ungleich den meisten seiner Amtsbrüder, die durchweg hochkonservativ waren, beteiligte er sich an der demokratischen Chartistenbewegung und war ein eifriger Förderer der Agitation gegen die Korngesetze. Er verband mit einem

warmen Herzen, das ihn trieb, sich im Dienst des öffentlichen Wohls zu Tode zu arbeiten — er starb nur 57 Jahre alt infolge geistiger Ueberanstrengung —, einen aussergewöhnlich klaren Verstand, der ihm ermöglichte, in allen Reformbestrebungen die Spreu vom Weizen zu sondern. Es war gewiss ein grosses Glück für jung Spencer, in den bildungsfähigen Jahren von 13—16 unter einem solchen Manne zu stehen, und Onkel und Neffe verstanden sich vortrefflich, bis auf einen wichtigen Punkt.

Reverend Thomas war ein „University man"; er hatte mit grossem Erfolg in Cambridge studiert, liebte seine Universität und dachte hoch von den geistigen Vorteilen, die ihr Besuch mit sich bringe. Es war nur natürlich, dass er seinem Neffen diese Vorteile zu Gute kommen lassen wollte. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht; als er Herbert mitteilte, er werde ihn später auf die Universität senden, sträubte sich dieser mit der ganzen ihm eigenen Hartnäckigkeit. Er wollte nicht auf die Universität gehen, die ihm doch nur Dinge lehren könne, für die er sich nicht interessiere — man vergesse nicht, dass es sich um das Cambridge der dreissiger Jahre handelte —; und er ging nicht auf die Universität. Uebrigens hatte er trotzdem den gewöhnlichen Vorbereitungskursus durchzumachen und bewies dabei in jeder Beziehung die charakteristische Richtung seines Geistes. Das wenige Griechisch und Latein, das er in Derby gelernt, wurde wieder aufgenommen und daneben mit Französisch begonnen, doch all das ohne Interesse und mit wenig Erfolg. Spencer konnte mit dem Auswendiglernen von Wörtern und willkürlichen Grammatikregeln nicht fertig werden; sein Gedächtnis versagte für unzusammenhängendes Detail, so gut es überall Principien festhielt. Wo es dagegen galt, zu konstruieren und zu deduzieren, war er am Platz, und er überflügelte bald alle seine

Mitschüler in Mathematik und Mechanik, wobei er früh seine wachsende Neigung verriet, auf eigne Faust Dinge zu analysieren und neue Probleme aufzuspüren.

Nachdem die drei Vorbereitungsjahre vorüber waren, kehrte er, statt nach Cambridge zu gehn, ins Vaterhaus zurück, wo er ein Jahr lang seine Weitererziehung in die eigene Hand nahm; dass es dabei ziemlich willkürlich und unsystematisch zuging, braucht kaum gesagt zu werden; er las und studierte, was ihm eben gerade behagte.

Wir stehen nun am Ende der eigentlichen Schulzeit des Philosophen. Hatte er schon in diesen Jahren das Beste, was er wusste, auf eigene Faust gelernt, so hat er künftig nie mehr einen Lehrer im eigentlichen Sinn des Wortes gehabt. Man hat vielfach beklagt, dass er sich freiwillig von den Vorteilen einer Universitätsbildung ausschloss, und hat geglaubt, in seinen Schriften charakteristische Spuren eines Mangels derselben zu finden. Man hat damit ohne Zweifel Recht; Spencer hätte gewiss auf der Universität manches gegelernt, was wir heute bei ihm vermissen; er hätte aber wahrscheinlich auch vieles gelernt, das er besser nicht gelernt hat. Seine geistige Entwicklung, die so ganz spontan ist und deren Reiz vor allem in ihrer Spontaneität liegt, hätte er vermutlich in künstliche Bahnen gelenkt, und so hätte er wohl an Ursprünglichkeit verloren, was er an Bildung gewinnen mochte. Spencer selbst hat nie einen Augenblick bereut, dass er keine Universität besucht hat, und selbst sein Onkel hat trotz aller seiner Hochschätzung für Universitätsbildung später anerkannt, dass sein Neffe bei seiner geistigen Eigenart doch wahrscheinlich recht gehabt habe. Wenn aber Spencer seine persönlichen Erfahrungen in seinen pädagogischen Schriften und in vielen Aeusserungen über den Wert oder besser den Unwert der Universitätsbildung verallgemeinerte, so hat er

wohl übersehen, dass eine Kost und eine Behandlung, unter der ein junger geistiger Riese wachsen und gedeihen mag, für Durchschnittsmenschenkinder Verderben und Verkümmern bedeuten kann. Eines schickt sich nicht für alle; das wird wohl auch in Erziehungsfragen gelten.

4. Spencer war nun 17 Jahre alt, und seinem Vater schien es an der Zeit, dass er sich für einen Beruf entscheide. Ihm galt der Lehrberuf als der höchste, und er wünschte sich nichts Besseres, als dass sein Sohn der Familientradition treu bleibe und Lehrer werde. Der Wunsch schien in Erfüllung zu gehen; im Sommer 1837 war Herbert wirklich drei Monate Hilfslehrer in der Schule, die er als Knabe besucht hatte. Und er schien trefflich für den Beruf zu passen; er zeigte grosses Talent für klare Auseinandersetzung, viel Fähigkeit, die Schüler zu interessieren und zu eigenem Nachdenken anzuregen. Spencers Laufbahn schien nun vorgezeichnet, als ganz unerwartet noch im Herbst desselben Jahres ein verlockendes Anerbieten seinem Leben eine andere Richtung gab. Ein früherer Schüler seines Vaters, der Ingenieur Charles Fox, war mit dem Bau der London-Birminghamer Eisenbahn betraut worden. Er hatte von den ausgezeichneten mathematischen Kenntnissen des jungen Spencers gehört und bot ihm einen Posten an dem Unternehmen an. Spencer nahm an und bekleidete den Posten ein Jahr lang, während dessen er die gewöhnliche Arbeit eines Eisenbahningenieurs verrichtete, d. h. Karten zeichnete, Pläne entwarf u. s. w. Im Herbst 1838 trat er dann zur Birmingham-Gloucester-Bahn über, in deren Dienst er die nächsten anderthalb Jahre stand. Während dieser Zeit setzte er seine mathematischen Studien eifrig fort und lieferte mehrere Beiträge für das „Civil Engineer Journal", in denen er verbesserte technische Methoden und Kon-

struktionen beschrieb. Sein schöpferisches Talent auch auf diesem Gebiete bewies er durch die Erfindung eines kleinen Instruments zum Prüfen der Schnelligkeit der Lokomotiven, das er Velocimeter nannte.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1839 war Spencer hauptsächlich im Freien beschäftigt; er hatte die Leistungen von Maschinen zu prüfen und den Bau der Linie zu beaufsichtigen. Im Zusammenhang damit verfiel er auf das Sammeln von Fossilien, und das führte ihn zum Studium der Geologie. Er las Sir Charles Lyells berühmte Prinzipien der Geologie und stiess in diesem Werke zum erstenmal auf die Entwicklungstheorie in ihrer Anwendung auf organische Wesen. Spencer erzählt, dass sie sofort grossen Eindruck auf ihn machte, trotzdem dass sie das unvollkommene Lamarcksche Gewand trug, und trotzdem, dass Lyell sie nach gründlicher Auseinandersetzung bekämpft und völlig verwirft. Lyells Gründe schienen dem jungen Spencer nicht stichhaltig, und er wurde durch die Lektüre ein überzeugter Anhänger der Theorie, der Darwin 20 Jahre später eine rationellere Begründung geben sollte. Spencer hatte sich schon um diese Zeit weit von der landläufigen Theologie entfernt und immer mehr in den Glauben an die Allgemeingültigkeit der Naturgesetze und die Gleichförmigkeit des Naturgeschehens hineingelebt. Die Lamarcksche Theorie kam dieser Denkrichtung entgegen und wurde deshalb von ihm angenommen, ohne dass er zu genau nach der Stichhaltigkeit des Beweismaterials, auf das sie sich stützte, gefragt hätte. —

5. Spencer hatte inzwischen seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert; seine Lehr- und Wanderjahre waren aber noch lange nicht zu Ende. Er war dem Ingenieurberuf sehr zugethan; es wurde aber bald immer klarer, dass dieser ihm die sichere Lebensstellung nicht

bieten konnte, die er von ihm erhofft hatte. Im Eisenbahnbau wechselten Zeiten wildester Spekulation und allgemeiner Thätigkeit mit Zeiten tiefer Depression ab; während der Schwindelperioden konnte man gar nicht Ingenieure genug finden und zahlte die höchsten Gehalte, die natürlich immer mehr junge Leute anlockten. Ebbte die gute Zeit dann allmählich weg, so stellte es sich bald heraus, dass die Profession schrecklich überfüllt war, und eine Masse junger Ingenieure sass auf dem Trocknen. So ging es Spencer wieder und wieder; er blieb aber trotzdem dem Berufe noch mehrere Jahre treu. So unangenehm einem jungen Manne die langen Pausen erzwungenen Nichtsthuns sein mussten, so hatten sie doch andererseits das Gute, dass sie ihm Zeit zur Weiterausbildung liessen. Vornehmlich in diesen Jahren hat sich Spencer den gewaltigen Vorrat positiven Wissens auf allen denkbaren Gebieten angelegt, von dem seine Essays und sein System so beredtes Zeugnis ablegen.

Die erste längere Pause in seiner beruflichen Arbeit liess er im Jahr 1841 eintreten. Er kehrte im April dieses Jahres ins Elternhaus zurück, um es vor zwei Jahren nicht wieder zu verlassen. Er hatte ursprünglich die Absicht, seine mathematischen Kenntnisse noch weiter zu vervollkommnen; daraus wurde aber nur wenig. Dagegen arbeitete er in anderer Weise an seiner Ausbildung weiter, allerdings nach seiner Art scheinbar sehr unsystematisch und ohne viel greifbaren Gewinn. Er studierte mehrere Monate lang eifrig Botanik, er übte sich fleissig im Federzeichnen, er beschäftigte sich beständig mit mechanischen Erfindungen, und vor allem: er las viel und vielerlei. Während dieser Zeit war er auch — das einzige Mal in seinem Leben — politisch thätig. Er beteiligte sich eifrig an einer auf Ausdehnung des Stimmrechts gerichteten Agitation, die sich an eine Flugschrift knüpfte, die der Herausgeber des „Nonconformist“, ein Dr. Miall, geschrieben hatte. Spencer

wurde Sekretär für Derby und wohnte als Delegierter einer Konferenz in Birmingham bei, auf der — allerdings vergeblich — ein Anschluss an die Chartistenbewegung gesucht wurde. Eine vielleicht erspriesslichere Thätigkeit entfaltete er, als im Jahr 1842 eine grosse Ueberschwemmung seine Vaterstadt heimsuchte; er schrieb im Auftrag der Stadt einen detaillierten Bericht über sie mit Vorschlägen zur Verhütung der künftigen Wiederholung eines solchen Unglücks. —

6. Im Sommer des gleichen Jahres besuchte Spencer seinen Onkel in Hinton, um dessen Büste zu modellieren. und hier in Hinton schrieb er seine erste Schrift von allgemeinem Interesse — eine Reihe von Briefen für den „Nonconformist", in denen er gleich dem jungen Humboldt in jugendlicher Verwegenheit eine Antwort auf die überaus verwickelte Frage nach den richtigen Grenzen der Staatsthätigkeit zu geben suchte. Wir kommen auf diese Briefe zurück, die im folgenden Jahre unter dem Titel „The Proper Sphere of Government" als Flugschrift erschienen. Hier wäre nur zu bemerken, dass es wahrscheinlich der Erfolg dieses Erstlingswerkes war, der ihn im Frühjahr 1843 veranlasste, nach London zu pilgern, in der unbestimmten Hoffnung, dort litterarische Beschäftigung zu finden.

Daraus wurde allerdings für den Angenblick noch nichts. Auf dem Eisenbahnmarkt bereitete sich eine Haussebewegung vor, die im Jahre 1845 ihren Höhepunkt erreichte, um dann allerdings mit einem Krach abzuschliessen, wie ihn die Londoner City selten erlebt hat. Ueberall wurden neue Linien geplant und begonnen, und für den Eisenbahningenieur brachen wieder goldene Zeiten an. Der Strudel zog auch unsern jungen Philosophen in seine Kreise, und von 1843—46 sehen wir ihn wieder die meiste Zeit als Bahningenieur thätig. Er hatte es in seinem Beruf so weit gebracht, dass ihm

1844 mehrere Monate in London ein Bureau anvertraut wurde, auf dem er sechzig Angestellte unter sich hatte. Länger als ein halbes Jahr war er dann als Sachverständiger bei einem Parlamentsausschusse thätig; die Linien, die er vertrat, wurden aber schliesslich doch nicht gebaut. Spencer machte nun, nachdem die Krise im Spätherbst 1845 dem Eisenbahnschwindel ein jähes Ende bereitet hatte, noch einen letzten Versuch, sich als Ingenieur durchzuschlagen. Er nahm 1846 ein Patent auf eine Säge- und Hobel-Maschine, die er erfunden hatte und wollte dieses Patent zusammen mit einem Freund ausbeuten. Schliesslich zog dieser Freund aber vor, nach Indien zu gehen, und der Plan wurde zu Wasser. Damit fand seine Laufbahn als Ingenieur einen endgültigen Abschluss.

Spencer war gerne Ingenieur und gab den Beruf, wie wir sahen, keineswegs aus freien Stücken auf. Wir dürfen allerdings bezweifeln, ob er dauernde Befriedigung in ihm gefunden hätte, und wir werden jedenfalls nicht bedauern, dass ihm kein Erfolg in einer Beschäftigung blühte, die seinen philosophischen Trieb doch nie zur rechten Entfaltung hätte kommen lassen. Auf der andern Seite haben die Jahre, die Spencer in einem praktischen Berufe verbrachte, sicher nicht wenig dazu beigetragen, ihm mehr Geschäftskenntnis und praktischen Sinn zu verleihen, als man sonst bei Philosophen zu finden gewohnt ist, und man darf bezweifeln, ob er ohne diese Ausrüstung die gewaltigen äusseren Schwierigkeiten besiegt hätte, die sich anfangs der Ausführung seines Lebenswerkes entgegenstellten. Sein Freund Youmans schrieb unter dem ersten Eindruck eines Ausflugs nach Schottland, den er mit Spencer zusammen machte: „Spencer ist für eine solche Expedition der schnellste, geschickteste, anpassungsfähigste und nützlichste Mensch, den ich kenne. Er ist wunderbar praktisch und erledigt alles, was zu besorgen ist, mit der ganzen Thatkraft

und Gewandtheit eines erfahrenen Geschäftsmannes.“ Gewiss ein Zeugnis, das von dem gäng und gäben Bild, das man sich von einem Philosophen macht, seltsam absticht! —

7. Spencer versuchte es nun mit der Schriftstellerei. Der Journalist hatte wirklich mehr Glück, als der Ingenieur. Schon im Herbst 1848 errang er sich die Stelle eines Unterredakteurs am „Economist“, der angesehensten finanziellen und ökonomischen Wochenschrift Englands. Die Stelle bot den doppelten Vorteil, dass sie ihm ein anständiges Einkommen gewährte und verhältnismässig viel freie Zeit für eigene Studien liess. Spencer war nicht der Mann, diese Mussestunden ungenützt verstreichen zu lassen; er vollendete in ihnen im Lauf der nächsten zwei Jahre sein erstes umfassenderes Werk: die „Social Statics“, die er bereits im Frühjahr 1848 begonnen hatte. Das Werk wandte sich an keinen grossen Leserkreis und es fand auch keinen; es erregte aber in auserlesenen Kreisen grosses Aufsehen. Von hier an datiert Spencers lebenslängliche Freundschaft mit Huxley, Lewes und George Elliot, und zu weiteren Freunden und Verehrern gewann er durch dasselbe Tyndall, John Stuart Mill, George Grote, J. D. Hooker und andere. Mit allen diesen Männern ist Spencer bis an ihr Ende in regem persönlichem Verkehr geblieben; kein Verhältnis wusste er dagegen zu Carlyle zu gewinnen, den er um dieselbe Zeit kennen lernte. Carlyles cholerischer Pessimismus, der sich in ewigen Ausbrüchen Luft machte, war dem kühl urteilenden und gleichmütigen Philosophen auf die Dauer unerträglich. „Ich pflegte“, erzählt er, „Carlyle zu besuchen; aber er ist so widerwärtig und misanthropisch geworden und wütet so beständig über den schrrrrr-eckliken Zustand der Dinge, dass ichs nicht länger aushielt. Ich mag mich nicht mit ihm streiten und will seinen Unsinn nicht länger mit anhören

und bleibe deshalb weg. Er ist ein schrecklicher Schwätzer, seine Zunge geht unaufhörlich; selbst seine Frau kann kein Wort anbringen, bis er hinausgeht, um seine Pfeife zu rauchen. Dann legt sie los und beweist, dass nur ihr Gatte sie ‚auslöschen' kann. Carlyles Unterhaltung ist ein langes ‚Verdammt'." —

Die „Social Statics" waren auch in anderer Beziehung bestimmend für Spencers Leben. Sie gaben ihm zuerst ein Bewusstsein seines Könnens und machten ihn recht eigentlich zum erstenmal auf die Probleme aufmerksam, denen sein weiteres Denken galt. Von den Fortschritten, die er als Denker in den nächsten acht Jahren machte, zeugen einige zwanzig Essays, die alle anonym erschienen, deren Erfolg ihm aber möglich machte, 1852 die journalistische Arbeit am „Economist" aufzugeben und sich künftig ausschliesslich der Ausarbeitung seines Gedankensystems zu widmen. Die zehn Jahre von 1848—58 sind recht eigentlich die Zeit, da im Geist unseres Philosophen der Plan zu dem grossen Werk keimte und reifte, dem er sein späteres Leben geweiht hat. Die Geschichte seiner innern Entwicklung während dieser zehn Jahre ist für das Verständnis seiner Philosophie so wichtig, dass ich ihr das ganze zweite Kapitel widmen will. Hier sei nur bemerkt, dass er neben den genannten zwanzig Essays in dieser Periode auch ein grösseres Werk verfasste, seine Prinzipien der Psychologie, die 1853 erschienen. Dieses Buch, das die Wissenschaft der Psychologie auf eine neue Grundlage stellte und das für sich allein Spencer einen dauernden Platz unter den ersten Denkern seiner Zeit sicherte, hat in seinem Leben eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Spencer hatte sich so in sein Studium vertieft, dass er ob ihm alles andere vergass. Die Folge war ein Zusammenbruch seiner Gesundheit, der ihn zu anderthalbjährigem Nichtsthun verurteilte und ihm ein schweres chronisches Leiden hinterliess. Spencer hatte von da

an beständig gegen Dyspepsie und Schlaflosigkeit zu kämpfen, und nur häufiges, gänzliches Aussetzen der Arbeit und striktester Gehorsam gegen die Vorschriften der Gesundheitslehre machten weitere geistige Produktion überhaupt möglich — im besten Falle konnte er täglich auf drei Stunden intensives Arbeiten rechnen. Es beruht auf eigenster trauriger Erfahrung, wenn Spencer in seiner Ethik mit so viel Nachdruck die Sorge für die eigene Gesundheit als ethische Pflicht hervorhebt.

8. Während Spencer an seiner Psychologie arbeitete, reifte in ihm die Ueberzeugung, dass das Entwicklungsgesetz, das er im menschlichen Geiste nachwies, ein Weltgesetz von gleich universeller Bedeutung darstelle, wie das der Schwerkraft, und seine erste Arbeit nach seiner Wiederherstellung war, für dieses universelle Gesetz eine ebenso universelle Ursache nachzuweisen. 1858 kam ihm dann der Gedanke, dass dieses allgemeine Gesetz die natürliche Basis für ein allgemeines System abgäbe, unter dem sich alle Einzelerkenntnisse zu einem umfassenden und zusammenhängenden Weltbild zusammenschliessen müssten. Mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines so gewaltigen Unternehmens stand für Spencer zugleich der Beschluss fest, den Versuch der Ausführung zu machen. Mehr äussere als innere Schwierigkeiten, die unüberwindlich schienen, türmten sich ihm entgegen. Das Werk musste seiner Natur nach viele Jahre zu seiner Vollendung erfordern — Spencer rechnete anfänglich auf zwanzig Jahre —; es war eine Riesenarbeit, und der Mann, der sie unternehmen wollte, war, wie wir sahen, physisch ein Invalide. Spencer war ferner dem grossen Publikum so gut wie unbekannt — alle seine Essays waren anonym erschienen, und von der „Psychologie“ waren noch kaum 300 Exemplare abgesetzt. Dass er keinen Verleger finden könne und damit des ganzen mächtigen Einflusses verlustig gehen müsse, den die

Verleger auf die Presse ausüben, stand ihm von vorneherein fest. Seine besten Freunde rieten ihm ab. Die einen meinten, die Zeit sei noch nicht reif für ein solches Unternehmen, die anderen, seine Kräfte würden nicht ausreichen. Spencer liess sich von alledem nicht abschrecken. Er erkannte in dem Werk die Aufgabe seines Lebens; er fühlte die geistige Kraft, der Aufgabe genügen zu können, und er hielt an ihr fest mit der ganzen Zähigkeit seiner Rasse. Die ersten Jahre waren schwer; und wäre Spencer nicht ein so willensstarker Mann gewesen, so wäre sein System wohl nie über die ersten hundert Seiten gediehen.

Die erste Schwierigkeit, die überwunden werden musste, war pekuniärer Natur. Spencer hatte das kleine Vermögen, das er besass, während seiner Krankheit und durch Veröffentlichungen, die sich nicht zahlten, ausgegeben und er konnte von der Arbeit, der er sich hinfort ganz widmen wollte, auf lange keinen pekuniären Ertrag erhoffen. Er wandte sich nun zuerst im Juli 1858 an John Stuart Mill, setzte ihm seinen Plan auseinander und frug an, ob sich nicht in der indischen Verwaltung, in der Mill beschäftigt war, ein Vertrauensposten für ihn finden lassen würde, der ihm Zeit genug zur Ausführung seines Planes liesse. Mill antwortete sehr teilnehmend; es fand sich aber nichts. Eine ähnliche Anfrage bei der Regierung war gleichfalls vergeblich, obgleich er sie durch die besten Empfehlungsschreiben unterstützen konnte. John Stuart Mill, George Grote und die Professoren Huxley, Fraser, Hooker, Tyndall, Latham hatten ihm ein schriftliches Gutachten ausgestellt, das dahin ging, dass er vor allen andern der richtige Mann sei, um ein grosses und eigenartiges Werk zur Erweiterung und Organisierung des Wissens unserer Zeit zu schaffen, und dass die Förderung dieses Werkes der britischen Regierung immer zur hohen Ehre gereichen werde. Spencer war übrigens

an dem Scheitern dieses Planes selbst mitschuldig. Er ist einer der Männer, die unter keinen Umständen ihre Ueberzeugungen zum Opfer bringen können, und die ausgesprochenen Ansichten, die er bezüglich der richtigen Grenzen der Regierungsthätigkeit hegte, machten ihm bei der Mehrzahl der Posten, die sonst gepasst hätten, eine Annahme unmöglich; andere, die er hätte haben können, hätten seine Zeit zusehr in Anspruch genommen. Als alle diese Pläne scheiterten, fasste Spencer den Entschluss, sein System auf Subskription zu veröffentlichen. Er entwarf nun zuerst 1858 einen Plan, der das ganze Werk auf sieben Bände berechnete, erweiterte diesen Plan dann im nächsten Jahr auf zehn Bände und legte ihn in einem „Prospectus“ nieder, den er zu Beginn des Jahres 1860 veröffentlichte. Wir werden von diesem denkwürdigen Schriftstück noch mehr hören. Es gibt in 33 Unterabteilungen eine ins Einzelne gehende Uebersicht über das ganze Werk, an dem Spencer während der nächsten 35 Jahre arbeitete, dessen Grundzüge aber schon damals in seinem Kopf völlig fertig dastanden. Spencer ist später von dem „Prospectus“ nur in wenigen Kleinigkeiten abgewichen!

Die erste Lieferung seines Werkes erschien im Oktober 1860, und weitere folgten vierteljährlich, so dass der erste Band — die „First Principles“ — bereits im Juni 1862 fertig war. Die Hoffnung, das Unternehmen werde wenigstens die Kosten decken, verwirklichte sich nicht. Spencer verlor mit jeder Lieferung, die erschien, und die Aussichten auf eine Fortsetzung des Werkes waren trüb. Prof. Youmans, der Spencer damals zum erstenmal gesehen hatte, schreibt am 24. August 1862 an seine Schwester: „Geschäftlich ist es dem armen Manne (Spencer) recht schlimm ergangen. Seine Bücher haben ihm nie etwas eingebracht, im Gegenteil, sie hängen ihm wie Mühlsteine um den Hals. Von der „Psychologie“ sind 500 Exemplare

publiziert worden; 300 hat er heute (nach neun Jahren) noch in Händen. Die „Social Statics“ gingen etwas besser. 750 Exemplare wurden vor elf Jahren publiziert, und die Ausgabe ist beinahe erschöpft. Spencer will keine zweite riskieren. Von der „Erziehung“ sind 500 Exemplare gedruckt und 200 verkauft worden. Er wünschte etwas zu thun, um dieses Buch in Umlauf zu bringen; zu diesem Zweck liess er einige Exemplare billiger binden und schickte sie auf Wunsch per Post Lehrern zu. So wurden zwölf Exemplare abgesetzt, und das Ergebnis war, dass er den Buchhandel tötlich beleidigte, der nun das Buch diesen Formverstoss entgelten lässt. Und nun hat gar, um das Unglück voll zu machen, letzten Monat sein Verleger George Manwaring falliert, wodurch Spencer den ganzen Ertrag der „Erziehung“ und an seinen anderen Publikationen soviel verliert, dass sich seine Einbusse auf 500 Dollars beziffert. Was die „First Principles“ betrifft, so wäre trotz aller Anstrengung die ganze Sache zu Wasser geworden und diesen Sommer aufgegeben worden, hätte er nicht durch den Tod eines Onkels weitere Mittel geerbt. Dieses kleine Kapital setzte ihn in den Stand, den Plan weiterzuführen und zu leben. Er sprach nur wenig von diesen Erfahrungen, spielte aber zwei- bis dreimal in sehr einfacher und rührender Weise darauf an, im Zusammenhang mit der Hilfe, die ihm von Amerika aus geworden ist. Was er von dort erhielt, ist der ganze Gewinn, den ihm sein Werk bis jetzt eingetragen hat.“

9. Nur die Ueberzeugung, dass er der Welt wirklich grosse Gedanken mitzuteilen habe, konnte einen kranken und nervösen Mann im Kampf mit allen diesen Widerwärtigkeiten aufrecht erhalten; und die Leidensjahre waren noch keineswegs vorbei, als obige Zeilen geschrieben wurden. Das Erscheinen der Biologie bedeutete weitere Verluste, und bevor mehr als die

Hälfte des dritten Teils ausgegeben war, schien eine Fortsetzung des Unternehmens unmöglich. Spencer hatte bis dahin durch seine Publikationen 24000 ℳ verloren und war nun so gut wie mittellos. Schweren Herzens teilte er daher im Herbst 1865 seinen Subskribenten mit, dass er die Fortsetzung des Werkes sistieren müsse.

Es muss ihm in dieser schlimmen Lage ein Trost gewesen sein, zu sehen, wie diese Mitteilung von den besten seiner Zeitgenossen in England und den Vereinigten Staaten geradezu als eine Unglücksbotschaft aufgenommen wurde. Als John Stuart Mill von ihr hörte, schrieb er sofort an Spencer, sein vielversprechendes Werk dürfe unter keinen Umständen unterbrochen werden; er, Mill, wolle die ganze pekuniäre Verantwortlichkeit für die Fortsetzung auf sich nehmen. Spencer war tief gerührt, glaubte aber, das hochherzige Anerbieten ablehnen zu müssen. Huxley, Lubbock und andere Freunde strengten sich inzwischen an, die Zahl der Subskribenten künstlich zu erhöhen, aber auch dazu gab Spencer seine Einwilligung nur ungern. So war die Lage ausserordentlich kritisch, als im Jahre 1867 ganz plötzlich sein Vater starb und ihm ein kleines Vermögen hinterliess. Zum drittenmal setzte so eine Erbschaft Spencer in Stand, auszuharren und an seiner selbstgesetzten Aufgabe weiterzuarbeiten.

Im Zusammenhang mit dieser schweren Zeit muss der Dienste gedacht werden, die der Amerikaner Ed. Livingston Youmans Spencer geleistet hat. Youmans, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Mann für die Ausbreitung und Popularisierung wissenschaftlicher Kenntnisse in den Vereinigten Staaten gethan hat, war bereits 1856 durch einen Aufsatz in der „Medico-Chirurgical Review“, der die „Prinzipien der Psychologie“ kritisierte, auf Spencer aufmerksam gemacht worden. Er liess sich das Buch sofort kommen, erkannte seine Bedeutung und gewann die grösste Hochachtung

vor seinem Verfasser. Er studierte dann die „Social Statics“ und fand bald Spencers Hand in einer Reihe anonymer Artikel wieder, auf die er in verschiedenen Zeitschriften stiess. Im Februar 1860 zeigte ihm ganz zufällig ein Freund den „Prospectus“, den Spencer eben veröffentlichen wollte, und schon am nächsten Tag bot Youmans Spencer schriftlich an, ihm in jeder Weise, besonders aber in Besorgung amerikanischer Subskribenten, behilflich zu sein. Spencer antwortete erfreut, und damit begann eine intime Freundschaft zwischen den zwei Männern, der erst Youmans Tod im Jahr 1887 ein Ende setzte. Youmans war von Anfang an unermüdlich und mit grösster Selbstaufopferung in Spencers Interesse thätig. Es war vor allem sein Werk, dass Spencer in den Vereinigten Staaten früher ein grosser Name war als in der Heimat. Youmans verdankte er, dass die New-Yorker Firma „Appleton & Co.“ von Anfang an alle seine Werke in Amerika publizierte und ihn, ohne durch eine litterarische Konvention gezwungen zu sein, dafür gerade so bezahlte, als ob er ein Amerikaner gewesen wäre. Youmans war Spencer auch in der vorher geschilderten Krisis zu Hilfe gekommen. Er hatte kaum vom Stand der Dinge gehört, als er sofort unter Spencers amerikanischen Freunden eine Sammlung veranstaltete, um ihm die Fortsetzung des Werkes zu ermöglichen. Und in kurzem hatte er wirklich 7000 Dollar aufgebracht. Die ganze Sache wurde Spencer in so feinfühliger Weise mitgeteilt, dass er unmöglich ablehnen konnte. In dem Brief, worin er seinen amerikanischen Freunden dankte, sagte er unter anderem: „Ich füge mich williger, weil die starke Sympathie mit meinen Zielen, die sich von Anfang an in den Vereinigten Staaten äusserte, mich fühlen lässt, dass mehr unpersönliche als persönliche Erwägungen die Sammler bestimmt haben und dass sie auch mich leiten sollten. Sagen Sie darum allen, die

zu dem prächtigen Geschenk beitrugen, das meine Verluste während der letzten vierzehn Jahre mehr als ersetzt, dass ich es annehme, nemlich als ein anvertrautes Kapital, das für öffentliche Zwecke verwendet werden muss.“ Spencer hat das Ehrengeschenk auf die Sammlung und Verarbeitung der sociologischen Data verwendet, die seiner Gesellschaftslehre zu Grunde liegen. Er hat sich zu dieser Arbeit der Hilfe von drei akademisch gebildeten Sekretären bedient, und das Resultat ihrer und seiner Arbeit in seiner „Descriptive Sociology“ veröffentlicht. Das Werk war finanziell ein Misserfolg; er hat an ihm über 40000 ℳ verloren und er musste es infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums ganz sistieren, nachdem es auf acht Teile gediehen war.

10. Spencers Verluste dauerten zwar noch einige Jahre fort, das Schlimmste war aber überstanden, und sein Lebensschiff glitt von nun an auf ruhigem Wasser dahin. Sein Name wurde bekannter und bekannter, und die Nachfrage nach seinen Büchern stieg und zwar so, dass bereits 1875 seine Verluste ganz gedeckt waren. Spencer erfreute sich seitdem eines wachsenden, für seine bescheidenen Verhältnisse reichen Einkommens; es kam ihm nun zu gut, dass er sein eigener Verleger war.

Der Herbst seines Lebens war, wie wir sehen werden, reich an köstlichen Früchten; dem Biographen aber bietet er nur wenig Interessantes. Spencer lebte die mehr als 30 Jahre, die seitdem verflossen sind, abgesehen von zwei längeren Reisen nach dem Süden Europas und nach den Vereinigten Staaten und abgesehen von längeren Landaufenthalten, die sein Befinden nötig machte, ausschliesslich in London, und die ganze Zeit hat ihn nur das eine Ziel beherrscht, sein grosses Werk zu vollenden. Diesem Ziel hat er alles andere geopfert, dafür hat er heute die Genug-

thuung, das Riesenwerk in zehn Bänden — beinahe 6000 enggedruckte Seiten — bis auf wenige Abschnitte der Sociologie fertig vor sich stehn zu sehen. Wenn Spencer die 20 Jahre, die er sich zu seiner Vollendung gesetzt hatte, weit überschritt, so war daran allein sein leidender Zustand schuld. Es zeigte sich bald, dass er zu optimistisch gewesen war, wenn er auf täglich drei Stunden Arbeitszeit rechnen zu können glaubte. Wieder und wieder versagten seine Kräfte ganz und Wochen und Monate lang musste er auf alle Arbeit verzichten. Ende der siebziger Jahre hatte sich seine Gesundheit sogar derart verschlechtert, dass er alle Hoffnung aufgab, das ganze System, wie es in seinem Geiste fertig stand, ausarbeiten zu können. Er übersprang deshalb die noch ausstehenden Teile der Sociologie und wandte sich sofort der Ethik zu, in der er die Krone seines ganzen Werkes sah. Kaum waren 1879 die „Data of Ethics“ erschienen, als sich sein Vorgefühl bestätigte und seine Kräfte immer mehr nachliessen, bis im Jahre 1886 ein völliger Zusammenbruch eintrat, der ihm während der nächsten vier Jahre jede Arbeit unmöglich machte. Seitdem hat sich Spencer zum Glück wieder so erholt, dass er in den letzten fünf Jahren nicht nur die Ethik fertigstellen, sondern auch in der weiteren Ausarbeitung der Sociologie die bedeutendsten Fortschritte machen konnte. Heute scheint die Gefahr vorbei, dass sein Monumentalwerk ein Torso bleiben möchte. Spencers Landsleute haben auch das Sprichwort: „Where there is a will, there is a way“; Spencers Leben und Ringen ist ein Beweis für die Wahrheit dieses Sprichworts!

Wie wenig bis auf den heutigen Tag Spencers beständiges körperliches Leiden seine geistige Kraft geschwächt hat, bewies er noch neulich in der lebhaften Kontroverse, die er mit Professor Weismann über die Frage, ob erworbene Eigenschaften vererblich sind oder nicht, geführt hat. Spencer hat immer grosse Neigung

zu dem prächtigen Geschenk beitrugen, das meine Verluste während der letzten vierzehn Jahre mehr als ersetzt, dass ich es annehme, nemlich als ein anvertrautes Kapital, das für öffentliche Zwecke verwendet werden muss.“ Spencer hat das Ehrengeschenk auf die Sammlung und Verarbeitung der sociologischen Data verwendet, die seiner Gesellschaftslehre zu Grunde liegen. Er hat sich zu dieser Arbeit der Hilfe von drei akademisch gebildeten Sekretären bedient, und das Resultat ihrer und seiner Arbeit in seiner „Descriptive Sociology“ veröffentlicht. Das Werk war finanziell ein Misserfolg; er hat an ihm über 40000 *M* verloren und er musste es infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums ganz sistieren, nachdem es auf acht Teile gediehen war.

10. Spencers Verluste dauerten zwar noch einige Jahre fort, das Schlimmste war aber überstanden, und sein Lebensschiff glitt von nun an auf ruhigem Wasser dahin. Sein Name wurde bekannter und bekannter, und die Nachfrage nach seinen Büchern stieg und zwar so, dass bereits 1875 seine Verluste ganz gedeckt waren. Spencer erfreute sich seitdem eines wachsenden, für seine bescheidenen Verhältnisse reichen Einkommens; es kam ihm nun zu gut, dass er sein eigener Verleger war.

Der Herbst seines Lebens war, wie wir sehen werden, reich an köstlichen Früchten; dem Biographen aber bietet er nur wenig Interessantes. Spencer lebte die mehr als 30 Jahre, die seitdem verflossen sind, abgesehen von zwei längeren Reisen nach dem Süden Europas und nach den Vereinigten Staaten und abgesehen von längeren Landaufenthalten, die sein Befinden nötig machte, ausschliesslich in London, und die ganze Zeit hat ihn nur das eine Ziel beherrscht, 'n grosses Werk zu vollenden. Diesem Ziel hat er s andere geopfert, dafür hat er heute die Genug-

thuung, das Riesenwerk in zehn Bänden — beinahe 6000 enggedruckte Seiten — bis auf wenige Abschnitte der Sociologie fertig vor sich stehn zu sehen. Wenn Spencer die 20 Jahre, die er sich zu seiner Vollendung gesetzt hatte, weit überschritt, so war daran allein sein leidender Zustand schuld. Es zeigte sich bald, dass er zu optimistisch gewesen war, wenn er auf täglich drei Stunden Arbeitszeit rechnen zu können glaubte. Wieder und wieder versagten seine Kräfte ganz und Wochen und Monate lang musste er auf alle Arbeit verzichten. Ende der siebziger Jahre hatte sich seine Gesundheit sogar derart verschlechtert, dass er alle Hoffnung aufgab, das ganze System, wie es in seinem Geiste fertig stand, ausarbeiten zu können. Er übersprang deshalb die noch ausstehenden Teile der Sociologie und wandte sich sofort der Ethik zu, in der er die Krone seines ganzen Werkes sah. Kaum waren 1879 die „Data of Ethics“ erschienen, als sich sein Vorgefühl bestätigte und seine Kräfte immer mehr nachliessen, bis im Jahre 1886 ein völliger Zusammenbruch eintrat, der ihm während der nächsten vier Jahre jede Arbeit unmöglich machte. Seitdem hat sich Spencer zum Glück wieder so erholt, dass er in den letzten fünf Jahren nicht nur die Ethik fertigstellen, sondern auch in der weiteren Ausarbeitung der Sociologie die bedeutendsten Fortschritte machen konnte. Heute scheint die Gefahr vorbei, dass sein Monumentalwerk ein Torso bleiben möchte. Spencers Landsleute haben auch das Sprichwort: „Where there is a will, there is a way“; Spencers Leben und Ringen ist ein Beweis für die Wahrheit dieses Sprichworts!

Wie wenig bis auf den heutigen Tag Spencers beständiges körperliches Leiden seine geistige Kraft geschwächt hat, bewies er noch neulich in der lebhaften Kontroverse, die er mit Professor Weismann über die Frage, ob erworbene Eigenschaften vererblich sind oder nicht, geführt hat. Spencer hat immer grosse Neig

zu wissenschaftlicher Kontroverse gezeigt und sich dadurch mehr als einmal in lange Fehden verwickeln lassen, von denen er sich vielleicht im Interesse seiner eigentlichen Aufgabe besser ferngehalten hätte. Er hat eben manches von seinen puritanischen Vorfahren geerbt und darunter vor allem den Trieb, unter einem Angriff nicht still zu sitzen und unter allen Umständen für seine Rechte und seine Ueberzeugungen einzutreten.

Verheiratet war Spencer nie; es ging ihm damit wohl wie den meisten grossen Philosophen: er fand, dass man nicht zwei Herren zugleich dienen kann, und dass die Philosophie eine sehr eifersüchtige Herrin ist. Spencer ist übrigens durchaus kein menschenscheuer Einsiedler. Solange seine Gesundheit es erlaubte, war er in vielen Familien ein willkommener Gast und ein häufiger Besucher des Theaters, wo er besonders an komischen Opern grossen Gefallen fand. Auch heute erscheint er jeden Nachmittag im Athenaeum, dem grossen Gelehrtenklub Londons, spielt eine Partie Billard und unterhält sich mit alten Freunden und Bekannten. Er ist über alle Tagesfragen wohl unterrichtet und spricht gern und frei von der Leber weg, allerdings immer mit einer Bestimmtheit und einem Ernst, die eigentliches Plaudern nicht recht aufkommen lassen. „Spencer spricht wie ein Buch“, meinte einer seiner Bekannten. Für Spencer ist eben das Philosophieren nicht ein Geschäft, das man nach erledigter Arbeit bei Seite legen kann; es ist ihm zweite Natur. Er lebt und webt so ganz in seinem grossen Werk, dass er auch im Alltagsleben seine Sprache spricht, die Schlüsse, zu denen es ihn geführt, anwendet und beständig auf Illustrationen für seine Wahrheit stösst.

Und wie auf theoretischem Gebiet, so auf praktischem. Was Spencer für recht und gut erkannt hat, das will er, und was er will, das thut er. Es charakterisiert ihn nach der Willensseite hin nichts so sehr

als eine gewisse schroffe Selbständigkeit und eine enorme Zähigkeit im Festhalten am gesteckten Ziele. Als Mensch gleicht er wohl keinem der früheren Denker mehr als dem unabhängigen, uneigenützigen, sich immer des rechten Weges bewussten Spinoza; während ihn als Philosophen die Intensität seiner generalisierenden Kraft, die Weite seines Wissens und seines Blickes zum Pair eines Aristoteles und Descartes machen.

Zweiter Teil.

Spencers Werk.

Erstes Kapitel.

Zur Entstehungs-Geschichte der Entwicklungs-Philosophie.

11. Schopenhauer sagt einmal, seine Philosophie sei die Darstellung eines einzigen Gedankens. Dasselbe kann eigentlich von jeder grossen Philosophie gesagt werden und von keiner mit mehr Recht als gerade von der Spencerschen. Ihr grosser Gedanke ist das Entwicklungsgesetz — und alle ihre einzelnen Teile: die Biologie, die Psychologie, die Soziologie und die Ethik sind immer nur Darstellungen des Entwicklungsgesetzes, wie es sich auf den verschiedenen Gebieten des Seins manifestiert. Ja, man kann sagen, alles, was war, ist und wird, die Welt und unser Planet, die verschiedenen Formen des Lebens, wie der menschliche Geist und seine Produkte, interessieren Spencer in erster Linie nur als Illustrationen für dieses grosse Gesetz.

Spencers Philosophie ist insofern einseitig; aber sie teilt diesen Fehler mit jeder andern grossen Philosophie. Die Fülle des Seins ist eben so unendlich mannigfaltig, menschliches Leben so kurz und menschliche Kraft so beschränkt, dass einen Gedanken, der wirklich für die Interpretation der Wirklichkeit von Wert ist, an allen Seiten des Daseins zu messen, ein Menschenleben reichlich ausfüllt. Gerade infolge dieser notwendigen Einseitigkeit einer Philosophie sind ihre richtige Beurteilung und ihr richtiges Verständnis vor allem davon abhängig, dass man ihren Grundgedanken — ihre idée mère, wie die Franzosen es glücklich nennen — fest erfasst. Jede Philosophie ist ja

Hälfte des dritten Teils ausgegeben war, schien eine Fortsetzung des Unternehmens unmöglich. Spencer hatte bis dahin durch seine Publikationen 24000 ℳ verloren und war nun so gut wie mittellos. Schweren Herzens teilte er daher im Herbst 1865 seinen Subskribenten mit, dass er die Fortsetzung des Werkes sistieren müsse.

Es muss ihm in dieser schlimmen Lage ein Trost gewesen sein, zu sehen, wie diese Mitteilung von den besten seiner Zeitgenossen in England und den Vereinigten Staaten geradezu als eine Unglücksbotschaft aufgenommen wurde. Als John Stuart Mill von ihr hörte, schrieb er sofort an Spencer, sein vielversprechendes Werk dürfe unter keinen Umständen unterbrochen werden; er, Mill, wolle die ganze pekuniäre Verantwortlichkeit für die Fortsetzung auf sich nehmen. Spencer war tief gerührt, glaubte aber, das hochherzige Anerbieten ablehnen zu müssen. Huxley, Lubbock und andere Freunde strengten sich inzwischen an, die Zahl der Subskribenten künstlich zu erhöhen, aber auch dazu gab Spencer seine Einwilligung nur ungern. So war die Lage ausserordentlich kritisch, als im Jahre 1867 ganz plötzlich sein Vater starb und ihm ein kleines Vermögen hinterliess. Zum drittenmal setzte so eine Erbschaft Spencer in Stand, auszuharren und an seiner selbstgesetzten Aufgabe weiterzuarbeiten.

Im Zusammenhang mit dieser schweren Zeit muss der Dienste gedacht werden, die der Amerikaner Ed. Livingston Youmans Spencer geleistet hat. Youmans, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Mann für die Ausbreitung und Popularisierung wissenschaftlicher Kenntnisse in den Vereinigten Staaten gethan hat, war bereits 1856 durch einen Aufsatz in der „Medico-Chirurgical Review“, der die „Prinzipien der Psychologie“ kritisierte, auf Spencer aufmerksam gemacht worden. Er liess sich das Buch sofort kommen, erkannte seine Bedeutung und gewann die grösste Hochachtung

vor seinem Verfasser. Er studierte dann die „Social Statics“ und fand bald Spencers Hand in einer Reihe anonymer Artikel wieder, auf die er in verschiedenen Zeitschriften stiess. Im Februar 1860 zeigte ihm ganz zufällig ein Freund den „Prospectus“, den Spencer eben veröffentlichen wollte, und schon am nächsten Tag bot Youmans Spencer schriftlich an, ihm in jeder Weise, besonders aber in Besorgung amerikanischer Subskribenten, behilflich zu sein. Spencer antwortete erfreut, und damit begann eine intime Freundschaft zwischen den zwei Männern, der erst Youmans Tod im Jahr 1887 ein Ende setzte. Youmans war von Anfang an unermüdlich und mit grösster Selbstaufopferung in Spencers Interesse thätig. Es war vor allem sein Werk, dass Spencer in den Vereinigten Staaten früher ein grosser Name war als in der Heimat. Youmans verdankte er, dass die New-Yorker Firma „Appleton & Co.“ von Anfang an alle seine Werke in Amerika publizierte und ihn, ohne durch eine litterarische Konvention gezwungen zu sein, dafür gerade so bezahlte, als ob er ein Amerikaner gewesen wäre. Youmans war Spencer auch in der vorher geschilderten Krisis zu Hilfe gekommen. Er hatte kaum vom Stand der Dinge gehört, als er sofort unter Spencers amerikanischen Freunden eine Sammlung veranstaltete, um ihm die Fortsetzung des Werkes zu ermöglichen. Und in kurzem hatte er wirklich 7000 Dollar aufgebracht. Die ganze Sache wurde Spencer in so feinfühliger Weise mitgeteilt, dass er unmöglich ablehnen konnte. In dem Brief, worin er seinen amerikanischen Freunden dankte, sagt er unter anderem: „Ich füge mich williger, weil die starke Sympathie mit meinen Zielen, die sich von Anfang an in den Vereinigten Staaten äusserte, mich fühlen lässt, dass mehr unpersönliche als persönliche Erwägungen die Sammler bestimmt haben und dass sie auch mich leiten sollten. Sagen Sie darum allen, die

zu dem prächtigen Geschenk beitrugen, das meine Verluste während der letzten vierzehn Jahre mehr als ersetzt, dass ich es annehme, nemlich als ein anvertrautes Kapital, das für öffentliche Zwecke verwendet werden muss.“ Spencer hat das Ehrengeschenk auf die Sammlung und Verarbeitung der sociologischen Data verwendet, die seiner Gesellschaftslehre zu Grunde liegen. Er hat sich zu dieser Arbeit der Hilfe von drei akademisch gebildeten Sekretären bedient, und das Resultat ihrer und seiner Arbeit in seiner „Descriptive Sociology“ veröffentlicht. Das Werk war finanziell ein Misserfolg; er hat an ihm über 40000 ℳ verloren und er musste es infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums ganz sistieren, nachdem es auf acht Teile gediehen war.

10. Spencers Verluste dauerten zwar noch einige Jahre fort, das Schlimmste war aber überstanden, und sein Lebensschiff glitt von nun an auf ruhigem Wasser dahin. Sein Name wurde bekannter und bekannter, und die Nachfrage nach seinen Büchern stieg und zwar so, dass bereits 1875 seine Verluste ganz gedeckt waren. Spencer erfreute sich seitdem eines wachsenden, für seine bescheidenen Verhältnisse reichen Einkommens; es kam ihm nun zu gut, dass er sein eigener Verleger war.

Der Herbst seines Lebens war, wie wir sehen werden, reich an köstlichen Früchten; dem Biographen aber bietet er nur wenig Interessantes. Spencer lebte die mehr als 30 Jahre, die seitdem verflossen sind, abgesehen von zwei längeren Reisen nach dem Süden Europas und nach den Vereinigten Staaten und abgesehen von längeren Landaufenthalten, die sein Befinden nötig machte, ausschliesslich in London, und die ganze Zeit hat ihn nur das eine Ziel beherrscht, sein grosses Werk zu vollenden. Diesem Ziel hat er alles andere geopfert, dafür hat er heute die Genug-

thuung, das Riesenwerk in zehn Bänden — beinahe 6000 enggedruckte Seiten — bis auf wenige Abschnitte der Sociologie fertig vor sich stehn zu sehen. Wenn Spencer die 20 Jahre, die er sich zu seiner Vollendung gesetzt hatte, weit überschritt, so war daran allein sein leidender Zustand schuld. Es zeigte sich bald, dass er zu optimistisch gewesen war, wenn er auf täglich drei Stunden Arbeitszeit rechnen zu können glaubte. Wieder und wieder versagten seine Kräfte ganz und Wochen und Monate lang musste er auf alle Arbeit verzichten. Ende der siebziger Jahre hatte sich seine Gesundheit sogar derart verschlechtert, dass er alle Hoffnung aufgab, das ganze System, wie es in seinem Geiste fertig stand, ausarbeiten zu können. Er übersprang deshalb die noch ausstehenden Teile der Sociologie und wandte sich sofort der Ethik zu, in der er die Krone seines ganzen Werkes sah. Kaum waren 1879 die „Data of Ethics“ erschienen, als sich sein Vorgefühl bestätigte und seine Kräfte immer mehr nachliessen, bis im Jahre 1886 ein völliger Zusammenbruch eintrat, der ihm während der nächsten vier Jahre jede Arbeit unmöglich machte. Seitdem hat sich Spencer zum Glück wieder so erholt, dass er in den letzten fünf Jahren nicht nur die Ethik fertigstellen, sondern auch in der weiteren Ausarbeitung der Sociologie die bedeutendsten Fortschritte machen konnte. Heute scheint die Gefahr vorbei, dass sein Monumentalwerk ein Torso bleiben möchte. Spencers Landsleute haben auch das Sprichwort: „Where there is a will, there is a way“; Spencers Leben und Ringen ist ein Beweis für die Wahrheit dieses Sprichworts!

Wie wenig bis auf den heutigen Tag Spencers beständiges körperliches Leiden seine geistige Kraft geschwächt hat, bewies er noch neulich in der lebhaften Kontroverse, die er mit Professor Weismann über die Frage, ob erworbene Eigenschaften vererblich sind oder nicht, geführt hat. Spencer hat immer grosse Neigung

zu wissenschaftlicher Kontroverse gezeigt und sich dadurch mehr als einmal in lange Fehden verwickeln lassen, von denen er sich vielleicht im Interesse seiner eigentlichen Aufgabe besser ferngehalten hätte. Er hat eben manches von seinen puritanischen Vorfahren geerbt und darunter vor allem den Trieb, unter einem Angriff nicht still zu sitzen und unter allen Umständen für seine Rechte und seine Ueberzeugungen einzutreten.

Verheiratet war Spencer nie; es ging ihm damit wohl wie den meisten grossen Philosophen: er fand, dass man nicht zwei Herren zugleich dienen kann, und dass die Philosophie eine sehr eifersüchtige Herrin ist. Spencer ist übrigens durchaus kein menschenscheuer Einsiedler. Solange seine Gesundheit es erlaubte, war er in vielen Familien ein willkommener Gast und ein häufiger Besucher des Theaters, wo er besonders an komischen Opern grossen Gefallen fand. Auch heute erscheint er jeden Nachmittag im Athenaeum, dem grossen Gelehrtenklub Londons, spielt eine Partie Billard und unterhält sich mit alten Freunden und Bekannten. Er ist über alle Tagesfragen wohl unterrichtet und spricht gern und frei von der Leber weg, allerdings immer mit einer Bestimmtheit und einem Ernst, die eigentliches Plaudern nicht recht aufkommen lassen. „Spencer spricht wie ein Buch“, meinte einer seiner Bekannten. Für Spencer ist eben das Philosophieren nicht ein Geschäft, das man nach erledigter Arbeit bei Seite legen kann; es ist ihm zweite Natur. Er lebt und webt so ganz in seinem grossen Werk, dass er auch im Alltagsleben seine Sprache spricht, die Schlüsse, zu denen es ihn geführt, anwendet und beständig auf Illustrationen für seine Wahrheit stösst.

Und wie auf theoretischem Gebiet, so auf praktischem. Was Spencer für recht und gut erkannt hat, das will er, und was er will, das thut er. Es charakterisiert ihn nach der Willensseite hin nichts so sehr

als eine gewisse schroffe Selbständigkeit und eine enorme Zähigkeit im Festhalten am gesteckten Ziele. Als Mensch gleicht er wohl keinem der früheren Denker mehr als dem unabhängigen, uneigenützigen, sich immer des rechten Weges bewussten Spinoza; während ihn als Philosophen die Intensität seiner generalisierenden Kraft, die Weite seines Wissens und seines Blickes zum Pair eines Aristoteles und Descartes machen.

Zweiter Teil.

Spencers Werk.

Erstes Kapitel.

Zur Entstehungs-Geschichte der Entwicklungs-Philosophie.

11. Schopenhauer sagt einmal, seine Philosophie sei die Darstellung eines einzigen Gedankens. Dasselbe kann eigentlich von jeder grossen Philosophie gesagt werden und von keiner mit mehr Recht als gerade von der Spencerschen. Ihr grosser Gedanke ist das Entwicklungsgesetz — und alle ihre einzelnen Teile: die Biologie, die Psychologie, die Soziologie und die Ethik sind immer nur Darstellungen des Entwicklungsgesetzes, wie es sich auf den verschiedenen Gebieten des Seins manifestiert. Ja, man kann sagen, alles, was war, ist und wird, die Welt und unser Planet, die verschiedenen Formen des Lebens, wie der menschliche Geist und seine Produkte, interessieren Spencer in erster Linie nur als Illustrationen für dieses grosse Gesetz.

Spencers Philosophie ist insofern einseitig; aber sie teilt diesen Fehler mit jeder andern grossen Philosophie. Die Fülle des Seins ist eben so unendlich mannigfaltig, menschliches Leben so kurz und menschliche Kraft so beschränkt, dass einen Gedanken, der wirklich für die Interpretation der Wirklichkeit von Wert ist, an allen Seiten des Daseins zu messen, ein Menschenleben reichlich ausfüllt. Gerade infolge dieser notwendigen Einseitigkeit einer Philosophie sind ihre richtige Beurteilung und ihr richtiges Verständnis vor allem davon abhängig, dass man ihren Grundgedanken — ihre idée mère, wie die Franzosen es glücklich nennen — fest erfasst. Jede Philosophie ist ja

nichts anderes als ein Bild der Welt, gesehen von einem bestimmten Gesichtspunkte; und diesen Gesichtspunkt giebt eben ihr Grundgedanke. Wenn wir ihn daher verfehlen, so erscheint uns notwendig das ganze Bild, das der Philosoph entworfen hat, verzerrt und unrichtig; einfach schon deshalb, weil wir dann von einem andern Standpunkt aus auf den Gegenstand des Bildes blicken.

Wenn uns Spencers Philosophie etwas lehrt, so ist es, dass man ein Ding nur dann versteht, wenn man weiss, wie es geworden ist. Wir handeln daher ganz in ihrem Geiste, wenn wir in diesem Kapitel versuchen, in den schöpferischen Gedanken seiner Philosophie auf dem Wege einzudringen, dass wir sein allmähliches Wachsen und Heranreifen in Spencers Geist verfolgen. Es soll also ausschliesslich die Phase seines geistigen Lebens behandeln, in der sein Denken noch flüssig war, und es soll die Gesichtspunkte aufweisen, die jeweils zur Weiterentwicklung seiner Gedanken gedrängt haben. Die Zeit, die dabei in Betracht kommt, schliesst mit der Veröffentlichung der zweiten Ausgabe der „First Principles“ ab — was Spencer seitdem geschrieben hat, stellt sich im wesentlichen nur dar als weitere Ausreifung und Ausarbeitung bis dahin in heisser Denkarbeit gezeitigter Gedanken. Der Versuch, die Entwicklung der leitenden Gedanken der Spencerschen Philosophie zu skizzieren, wird erleichtert und lohnender gemacht einmal dadurch, dass Spencer nur wenig von aussen annahm und zu seinen endgültigen Schlüssen beinahe ganz durch innere Weiterbildung seiner ursprünglichen Anschauungen kam, und dann dadurch, dass wir alle Phasen seiner Entwicklung in aufeinanderfolgenden Schriften fixiert vor uns haben.

12. Offenbar werden wir die Bedeutung, die die einzelnen Schritte in diesem Entwicklungsgang haben, besser würdigen können, wenn wir wenigstens einen allgemeinen Begriff von dem Ziel haben, zu dem er geführt hat. Ich

stelle daher an die Spitze dieses Kapitels 16 Sätze, in denen Spencer selbst die Quintessenz seiner Philosophie niedergelegt hat. Ich reproduziere diese etwas ausführliche Darlegung um so lieber, als sie in deutscher Sprache nicht bekannt ist und die passende Grundlage zu einer Analyse giebt, die die Entwicklungsskizze vorbereiten und verständlich machen soll. Die Summa Summarum der synthetischen Philosophie lautet:

a) Ueberall im Universum, im allgemeinen wie im einzelnen, geht eine unaufhörliche Andersverteilung von Materie und Bewegung vor sich.

b) Diese Andersverteilung ist Entwicklung, wenn Integration von Materie und Zerstreuung von Bewegung überwiegen; sie ist Auflösung, wenn Aufnahme (Absorption) von Bewegung und Disintegration von Materie überwiegen.

c) Die Entwicklung ist einfach, wenn der Prozess der Integration oder der Bildung eines zusammenhängenden Aggregates vor sich geht, ohne durch andere Prozesse kompliziert zu sein.

d) Die Entwicklung ist zusammengesetzt, wenn diesen primären Uebergang aus einem unzusammenhängenden zu einem zusammenhängenden Zustand sekundäre Veränderungen begleiten, die sich daraus ergeben, dass die verschiedenen Teile des Aggregats verschiedenen äusseren Einwirkungen ausgesetzt sind.

e) Diese sekundären Veränderungen stellen sich dar als die Umwandlung eines Gleichartigen (Homogenen) in ein Ungleichartiges (Heterogenes) — eine Umwandlung, die, wie die erste, das Universum als ein Ganzes und alle (oder beinahe alle) seine Bestandteile aufweist: das Aggregat der Sterne und Sternennebel, das Planetensystem, die Erde als eine unorganische Masse, jeder Organismus, er sei Pflanze oder Tier (von Baer's Gesetz), das Aggregat der Organismen während der ganzen geologischen Zeit, der menschliche Geist, die Gesellschaft, alle Produkte sozialer Thätigkeit.

f) Der Prozess der Integration, der sowohl lokal als allgemein wirkt, kombiniert sich mit dem Prozess der Differenzierung und macht dadurch diese Veränderung zu einem Uebergang nicht einfach von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit, sondern von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit; und dieses Merkmal zunehmender Bestimmtheit, das das Merkmal zunehmender Ungleichartigkeit begleitet, zeigt sich gleichfalls in der Gesamtheit der Dinge und in allen ihren Abteilungen und Unterabteilungen bis herab zu den kleinsten.

g) Begleitet wird die Andersverteilung der Materie, in der die Entwicklung eines jeden Aggregates besteht, von einer Andersverteilung der inneren gegenseitigen Bewegung seiner Bestandteile; diese wird gleichfalls schrittweise bestimmter ungleichartig.

h) In Abwesenheit einer Gleichartigkeit, die unbegrenzt und absolut ist, ist diese Andersverteilung, deren Eine Phase die Entwicklung ist, unvermeidlich. Die Ursachen, die sie notwendig machen, sind:

i) Die Unbeständigkeit des Gleichartigen, die darin begründet ist, dass die verschiedenen Teile jedes begrenzten Aggregates den einfallenden Kräften auf ungleiche Weise ausgesetzt sind. Die Umwandlungen, die daraus folgen, werden kompliziert durch die

k) Vervielfältigung der Wirkungen: Jede Masse und jeder Massenteil, die eine Kraft trifft, zerteilen und differenzieren diese Kraft, die infolgedessen eine Mannigfaltigkeit von Veränderungen bewirkt, von denen dann jede die Quelle ähnlich sich vervielfältigender Veränderungen wird. Die Vervielfältigung derselben wird um so grösser, je ungleichartiger das Aggregat wird. Und diese zwei Ursachen wachsender Differenzierungen werden unterstützt durch die

l) Scheidung, einen Prozess, der darauf hinarbeitet, ähnliche Einheiten zu trennen und gleiche Einheiten zusammenzubringen, was beständig dazu dient, Differenzie-

rungen, die auf andere Weise entstanden sind, zu verschärfen oder bestimmt zu machen.

m) Entstehung eines Gleichgewichts ist das endgültige Ergebnis der Umwandlungen, die ein sich entwickelndes Aggregat durchläuft. Die Veränderungen dauern fort, bis ein Gleichgewicht hergestellt ist zwischen den Kräften, denen alle Teile des Aggregats ausgesetzt sind, und den Kräften, die diese Teile ihnen entgegensetzen. Die Gleichgewichtsherstellung kann auf dem Weg zum endgültigen Gleichgewicht hindurch müssen durch ein Uebergangsstadium ausgeglichener Bewegungen (wie im Planetensystem) oder ausgeglichener Funktionen (wie im lebendigen Körper); aber der Zustand der Ruhe in unorganischen Körpern oder des Todes in organischen ist die notwendige Grenze der Veränderungen, aus denen Entwicklung besteht.

n) Auflösung ist die entgegengesetzte Veränderung, der früher oder später jedes entwickelte Aggregat verfällt. Indem es umgebenden Kräften, die nicht ausgeglichen sind, ausgesetzt bleibt, neigt es beständig dazu, sich durch allmähliche oder plötzliche Vermehrung der in ihm enthaltenen Bewegung aufzulösen. Diese Auflösung, die bei früher belebten Körpern schnell und bei unbelebten Massen langsam vor sich geht, steht in unbestimmt entfernter Zeit auch jeder Sternen- und Planetenmasse bevor, die sich seit einer unbestimmt entfernten Zeit in der Vergangenheit langsam entwickelt hat. Der Cyklus ihrer Umwandlungen ist damit vollendet.

o) Dieser Rhythmus von Entwicklung und Auflösung, der sich in kleinen Aggregaten in kurzer Zeit vollendet und in grossen, durch den Raum zerstreuten Aggregaten Perioden braucht, die menschliches Denken nicht abmessen kann, ist, soweit wir sehn können, allgemein und ewig: jede der zwei abwechselnden Phasen des Prozesses herrscht bald in diesem, bald in jenem Teil des Raumes vor, wie es die lokalen Verhältnisse bestimmen.

p) Alle diese Erscheinungen in ihren grossen Zügen bis herab zu ihren kleinsten Einzelheiten sind notwendige

Folgen des Fortbestehns der Kraft unter ihren Formen, Materie und Bewegung. Wenn diese in ihrer bekannten Verteilung im Raum gegeben sind, und wenn die Unveränderlichkeit ihrer Quantität, sei es durch Zu- oder Abnahme, gegeben ist, so folgen unvermeidlich die beständigen Andersverteilungen, die wir als Entwicklung und Auflösung unterschieden, und alle jene besondern Merkmale, die wir bisher aufgezählt haben.

q) Das, was unter diesen Erscheinungen unveränderlich in Quantität, aber immer wechselnd in der Form fortbesteht, übersteigt menschliches Wissen und Begreifen; es ist eine unbekannte und unerkennbare Kraft, die wir als unbegrenzt im Raum und ohne Anfang und Ende in der Zeit anerkennen müssen.

13. Wir ersehn aus dieser Zusammenfassung eines sofort: Von den zwei grossen Fragen, die immer das Thema der Philosophie gewesen sind, von den Fragen nach dem „Esse" und dem „Fieri", dem „Sein" und dem „Werden", befasst sich die synthetische Philosophie nur mit der zweiten. Auf die Frage nach der wahren Natur aller Realität hat sie nur die Antwort, dass auf sie eine Antwort nicht möglich ist. Sie ist und will keine Ontologie sein. Was das Gegebene des Weltprozesses — Raum und Zeit, Stoff, Bewegung und Kraft — an sich ist, ist uns für immer verschlossen; die Begriffe, die wir uns davon bilden, haben nur eine relative und symbolische Bedeutung. Spencers Philosophie ist insofern A g n o s t i c i s m u s; aber sie ist nur ein r e l a t i v e r Agnosticismus. Spencer geht nicht so weit, es dahin gestellt sein zu lassen, ob überhaupt hinter der Erscheinungswelt eine letzte Realität steckt, und die Frage, ob es ein Absolutes giebt, für ebenso unlösbar zu erklären, wie jede Frage nach der Natur dieses Absoluten. Er behauptet vielmehr ganz positiv, dass ein solches Absolutes existiert, und negiert nur, dass wir von ihm irgend etwas mehr wissen können als seine blosse Existenz.

Hat Spencers Philosophie also auf die Frage nach der innersten Natur des Kosmos, wenn wir darunter die Gesamtheit der Phaenomene verstehn, keine Antwort, so richtet sie dafür ihre ganze Kraft auf die Lösung der Frage, wie er zu dem geworden ist, was er ist. Seine Philosophie ist Kosmologie im weitesten Sinne des Wortes. Die Frage nach dem Werden des Kosmos ist so alt, wie die Philosophie selbst, und zwei Lösungsversuche sind von jeher neben einander hergegangen. Der eine hält sich an die Analogie menschlichen Schaffens und sagt, die Welt und, was sie enthält, ist von einem höheren Wesen geschaffen worden und zwar im wesentlichen in der Gestalt, wie wir sie jetzt vor uns sehn; der andere folgt der Analogie des Wachsens und sagt, die Welt ist gewachsen, d. h. sie hat sich auf natürlichem Wege zu dem entwickelt, was sie ist. Ihr ursprünglicher Zustand war ein ganz anderer als ihr heutiger; und zwischen beiden liegt eine kontinuierliche Reihe anderer Zustände, von denen jeder alle seine Entstehungsbedingungen in dem ihm unmittelbar vorangehnden fand.

Spencers Philosophie gehört zur zweiten Kategorie dieser Erklärungsversuche. Sie hat aber vor den früheren Kosmologien das voraus, dass sie das Werden der Welt nicht nur im allgemeinen als einen natürlichen Prozess darstellt, sondern dass sie das allgemeine Gesetz dieses Prozesses in exakten und physikalischen Ausdrücken wiedergiebt und sie dieses Gesetz, das sie auf empirischem Weg gefunden hat, aus der letzten Voraussetzung aller Wissenschaften, dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft ableitet. Alle die unzähligen Veränderungen, die wir empirisch beobachten, konstituieren nun entweder Entwicklung oder Auflösung. Diese zwei Prozesse sind entgegengesetzter Natur und gehn beständig nebeneinander her und zwar so, dass während ungeheuerer Perioden die Kräfte der Anziehung, die auf Entwicklung hinarbeiten, vorwiegen und mit ihnen gleich ungeheuere Perioden abwechseln, in

denen die Kräfte der Abstossung, deren Werk die Auflösung ist, die Oberhand haben. Die Welt erscheint Spencer so zuletzt als ein ungeheuerer Rhythmus von Auflösung und Entwicklung, von Leben und Tod. Das Chaos geht beständig auf dem Weg der Entwicklung zum Kosmos über und fällt beständig auf dem Weg der Auflösung ins Chaos zurück.

Wir leben nun gerade in einer Periode, in der die Kräfte der Anziehung überwiegen, und es ist daher vorzüglich der Prozess der Entwicklung, dem die Spencersche Philosophie ihr Hauptaugenmerk zuwendet. Sie ist deshalb Kosmologie im engeren Sinne des Wortes, d. h. sie erklärt, wie und warum der existierende Kosmos, organisches und menschliches Leben eingeschlossen, zu dem geworden, was er ist. In jeder Entwicklung unterscheidet dann Spencer, wie wir aus der Zusammenfassung ersehn, des näheren zwei Hauptzüge, den der Integration und den der Differenzierung: die Teile eines sich entwickelnden Aggregates consolidieren sich immer mehr und differenzieren sich zu gleicher Zeit mehr und mehr von einander. Doch davon später weiteres; der allgemeine Begriff, den wir bis jetzt davon gewonnen haben, was der Kern der Spencerschen Philosophie ist, dürfte für unseren gegenwärtigen Zweck genügen. Wir wollen nun zusehn, wie Spencer zu diesem Kern vorgedrungen ist.

14. Die Zeit, in der Spencer zu philosophieren begann, war recht eigentlich eine Uebergangszeit. Die alte theologische Weltanschauung, die den Kosmos auf den Schöpfungsakt eines übernatürlichen Wesens zurückführte, war aufs tiefste erschüttert, ohne dass zunächst eine gleich umfassende und sie ersetzende Theorie an ihre Stelle getreten wäre. Die gewaltigen Fortschritte der Physik und Chemie mit ihren grossen Generalisationen von der Aequivalenz der Kräfte, der Unzerstörbarkeit der Materie, der Erhaltung der Kraft, und der chemischen Einheit der Materie im ganzen Weltall, der Astronomie mit ihren

Spekulationen über den Ursprung des Sonnensystems und vor allem die neue Wissenschaft der Geologie — das alles schien gebieterisch zu fordern, dass der Kosmos als das Resultat eines natürlichen und notwendigen Prozesses aufgefasst werde. Der alte Spinozistische Satz: naturae leges et regulae, secundum quas omnia fiunt et ex unis formis in alias mutantur, sunt ubique et semper eadem (die Gesetze und Regeln der Natur, nach denen alles wird und aus der einen Form in die andere übergeht, sind überall und immer dieselben) war nun ganz Axiom der Wissenschaften geworden. Auf der andern Seite fand man nicht den Mut, diesen Satz auf die Entstehung des organischen Lebens und besonders des Menschengeschlechtes anzuwenden. Hier schien die mechanisch-evolutionäre Auffassung ungenügend, und Versuche, wie der Lamarks, auch hier der mechanischen Auffassung Bahn zu brechen, fanden wenig Anklang, weil sie sich auf eine zu ungenügende Basis von Thatsachen stützten. Spencer hat dieser Halbheit ein Ende gemacht und die evolutionäre Methode zur universellen Methode erhoben. — Wir finden ihn in den Schriften, die dem System vorangehen, mit den scheinbar auseinanderliegendsten Gegenständen beschäftigt, und wir können verstehn, dass er einem oberflächlichen Beobachter leicht den Eindruck eines Vielschreibers und Vielwissers machen musste. Wenn wir aber näher zusehn, finden wir in allen diesen Schriften ein Gemeinsames — nämlich den Standpunkt, von dem aus die Probleme betrachtet werden, und dann ein immer bewussteres Suchen nach der genauen Formel eines grossen Gesetzes, dessen Gültigkeit, eben weil es ein Weltgesetz ist, auf den auseinanderliegendsten Seinsgebieten zu erproben war.

Spencer ist an das Problem der Entwicklung nicht wie Wallace und Darwin vom biologischen Standpunkt aus herangetreten. Seine zwei ersten Schriften sind vielmehr ethisch-politischen Inhalts, und die Theorie der Entwicklung taucht in ihnen nur auf in Gestalt eines festen Glaubens

an den notwendigen Fortschritt der Menschheit, eines Glaubens, der bei Spencer in vielen Stücken dieselbe Form trägt, in der er uns bei den Denkern des 18. Jahrhunderts entgegentritt. Seine erste Schrift, in der er unter dem Titel „The Proper Sphere of Governement“ ein Thema behandelte, das ihn bis auf den heutigen Tag aufs lebhafteste beschäftigt — nämlich die Frage nach den richtigen Grenzen der Staatsthätigkeit — zeigt uns bei aller Unreife den jungen Denker doch schon auf dem rechten Weg, und wir finden in ihr verschiedene Gedanken im Ansatz, die später in seiner Weltanschauung eine charakteristische Rolle spielen. Hier interessiert uns vor allem, dass er schon damals betont, dass auch das soziale Leben von unabänderlichen Naturgesetzen beherrscht wird, und dass solche Gesetze den Fortschritt der Menschheit zur Folge haben. Die Hauptrolle scheint ihm dabei der „Prozess der Selbstheilung“ zu spielen, d. h. der allmählichen Anpassung der menschlichen Natur an ihre natürliche und soziale Umgebung: ein Gedanke, auf den ihn Lamarks Entwicklungstheorie gebracht hat. — Die Hauptschwäche des Aufsatzes lag in dem theologischen Fundament, auf dem er sich aufbaute. Spencer teilt hier noch die ethische Theorie Paileys: Das Ziel alles menschlichen Handelns ist ihm Glück oder Wohlsein, und die Erreichung dieses Zieles hängt ab von der Erfüllung gewisser Bedingungen. Er versucht nun aber nicht weiter, diese Bedingungen als in der Natur der Dinge selbst begründet nachzuweisen, sondern nimmt sie einfach als Gesetze Gottes hin.

15. Näheres Nachdenken machte Spencer bald mit dieser ethischen Basis — einem verdünnten christlichen Utilitarismus — unzufrieden, und schon 1846 fasste er den Plan, die ethische Seite der Frage in einem grossen Werk im einzelnen zu behandeln. Er begann das Buch, das er „Social Statics“ nannte, im Jahr 1848 und legte es 1850 der Oeffentlichkeit vor. Spencer gelangt schon hier zu den

ihm eigenen ethischen Theorien, von denen wir später mehr hören werden, seiner Versöhnung zwischen intuitiver und utilitarischer Ethik und seiner Unterscheidung zwischen relativer und absoluter Ethik. Zugleich führen die „Social Statics“ die im ersten Werk nur angedeuteten Ideen über die Entwicklung der Menschheit als bedingt durch natürliche Kräfte weiter aus. Er illustriert diese Entwicklung schon jetzt mit Vorliebe durch Analogien, die der Physiologie oder Physik entnommen sind, und sieht schon hier in ihr nur eine Teilerscheinung eines umfassenden Prozesses. Ich citiere nur folgende charakteristische Stellen: „Fortschritt ist aber nicht ein Zufall, sondern eine Notwendigkeit. Zivilisation, weit entfernt etwas künstliches zu sein, ist ein Teil der Natur, ganz so wie die Entwicklung eines Embryo oder die Entfaltung einer Blume . . . . Die Umwandlungen, die die Menschheit durchlief und noch durchläuft, sind das Ergebnis eines Gesetzes, das der ganzen organischen Schöpfung zu Grunde liegt.“ Aller Fortschritt ist nach Spencer das Resultat einer beständig besseren Anpassung der Menschen an ihre natürliche und soziale Umgebung — der Kerngedanke seiner ganzen Soziologie — und diese Anpassung ist eine doppelte: eine direkte durch Vererbung von Funktionsveränderungen und eine indirekte durch Aussterben derer, die sich nicht anpassen.

Ein Hauptfortschritt gegen das erste Werk liegt aber vornehmlich darin, dass Spencer nun zum ersten Mal eine Antwort auf die Frage zu geben sucht, was denn eigentlich Fortschritt oder Entwicklung an sich sind. Die Antwort ist allerdings noch nicht wie später in physische, sondern in metaphysische Ausdrücke gekleidet und knüpft an eine Idee an, die Coleridge von Schelling übernommen hatte. Leben, bemerkt Coleridge und mit ihm Spencer, ist eine Tendenz zur Individualisierung, und die Höhengrade oder Intensitäten des Lebens entsprechen der fortschreitenden Verwirklichung dieser Tendenz. In jedem Prozess der Individualisierung aber unterscheiden wir zwei Hauptzüge:

ein ursprünglich Gleiches zerfällt in Teile, die immer verschiedener werden — von Spencer später gefasst als Uebergang vom Homogenen zum Heterogenen — und die Teile werden zugleich gegenseitig immer abhängiger von einander — die spätere Integration. Spencer weist dann ausdrücklich nach, dass der Prozess immer höherer Individualisierung, mit dem Entwicklung identisch ist, für die organische, wie für die soziale Entwicklung gilt. „Die verschiedenen Arten von Organisationen, die die Gesellschaft in ihrem Fortschritt von ihrem niedrigsten zu ihren höchsten Entwicklungsformen annimmt, gleichen im Prinzip den verschiedenen Arten tierischer Organisation."

Spencer hatte damit einen ersten wichtigen Schritt in der Richtung auf eine allgemeine Theorie der Entwicklung gethan. Er hatte erkannt, dass das organische Leben, das Leben der Menschheit miteinbegriffen, von einem naturnotwendigen Entwicklungsprozess beherrscht wird, und er hatte bereits die zwei Hauptzüge dieses Prozesses, „Integration" und „Differenzierung" deutlich erkannt und in eine Formel gefasst, die nur den Fehler hatte, dass sie nicht abstrakt genug war, um sich auch auf die unorganische Welt ausdehnen zu lassen.

16. Spencer war während seiner Beschäftigung mit ethisch-sozialen Fragen mehr und mehr zur Ueberzeugung gelangt, dass eine wahre Ethik und Soziologie ihre Grundlage in der Biologie und Psychologie suchen müssen, und er wandte sich nun in den Jahren 1850—52 energisch dem Studium der Probleme dieser Wissenschaften zu. Im Laufe dieser Studien wurde er ums Jahr 1852 mit den Schriften des Naturforschers von Baer bekannt, und hier stiess er auf ein Gesetz, das für die Weiterentwicklung seiner Ideen höchste Bedeutung gewann. Baer hatte festgestellt, dass die Reihe der Veränderungen, die jeder Organismus während seiner embryologischen Entwicklung durchläuft, sich darstelle als ein Uebergang aus einem

homogenen in einen heterogenen Zustand der Struktur. Spencer sah sofort, dass dieses Gesetz des embryonalen Wachstums eine Formel enthält, die die eine Seite jeden Entwicklungsprozesses, die Differenzierung, ausdrückt, präcis wiedergiebt und seiner bisherigen Theorie der Individualisierung gegenüber das voraus hatte, dass unter sie auch unorganische Prozesse subsumiert werden können.

Er erprobt nun in den folgenden Jahren die Anwendbarkeit dieses Gesetzes auf allen denkbaren Gebieten und überzeugt sich so sehr von seiner fundamentalen Bedeutung, dass er schliesslich die andere Seite, den Prozess der Integration, mehr und mehr in den Hintergrund treten lässt und für eine kurze Zeit ganz aus dem Auge verliert, so zwar, dass er noch in der ersten Ausgabe der „First Principles“ in dem Uebergehn aus einem Zustand der Homogeneität in einen Zustand der Heterogeneität nicht ein, sondern das Gesetz der Entwicklung erblickt.

In dem ersten Aufsatz, den Spencer nach dem Erscheinen der „Social Statics“ schrieb und der schon im April 1852 unter dem Titel „A Theory of Population Deduced from the General Law of Animal Fertility“ in der Westminster-Review erschien, erkennt er ausdrücklich an, dass excessive Vermehrung und der durch sie verursachte Kampf ums Dasein — der Bevölkerungsdruck — zu einer beständigen Höherentwicklung des Typus führen müssen, dass „nur die, die unter ihm vorwärts schreiten, schliesslich überleben“, und dass „sie die auserlesenen ihres Geschlechtes sind“. Darwin hat bekanntlich dieses Ueberleben der Besten in Zusammenhang gebracht mit dem beständigen Variieren, zu dem alle organischen Wesen neigen, und dadurch das Mittel gefunden, nicht nur wie Spencer die Höherentwicklung desselben Typus, sondern die Entwicklung neuer Typen zu erklären.

Trotzdem nun Spencer damals, wie jedermann sonst, über den wichtigsten der Faktoren, deren Produkt die Ent-

wicklung organischer Wesen ist, völlig im Dunkeln war, war er doch überzeugt, dass die Entwicklungstheorie auch auf die Entstehung der Arten Anwendung finde. Und er legte von dem Glauben, der in ihm war, Zeugnis ab in einem kleinen Aufsatz, der im März 1852 unter dem Titel „The Development Hypothesis“ im Leader erschien. Dieser Aufsatz, den Darwin in der Skizze erwähnt, die er von dem Werk seiner Vorgänger entworfen hat, ist im wesentlichen eine apriorische Abschätzung der Wahrscheinlichkeit, die die zwei einzig möglichen Theorien, die Schöpfungs- und die Entwicklungstheorie für sich haben. Nach Spencer spricht alles für diese.

Im gleichen Jahre veröffentlicht Spencer noch einen kleinen Aufsatz über die „Philosophie des Styls“ (Westminster Review, Oktober 1852), von dem Lewes urteilte, er sei die einzige wissenschaftliche Erklärung des Stilproblems, die er kenne. In diesem Aufsatz kommt zum ersten Mal der Einfluss der Baerschen Theorie zu offenem Ausdruck. Zum Schluss des Aufsatzes bemerkt Spencer nämlich, wachsende „Heterogeneität“ charakterisiere jeden Fortschritt in der sprachlichen Entwicklung, und für einen hochentwickelten Stil gelte, was für alle hochentwickelten Produkte der Menschheit wie der Natur gelte: „er wird nicht aus einer Reihe gleicher Teile bestehn, die einfach nebeneinander gestellt sind; er wird vielmehr ein Ganzes sein, das aus ungleichen Teilen besteht, die gegenseitig abhängig sind“; d. h. er zeigt die Merkmale der Integration und Differenzierung.

17. Im folgenden Jahre, 1853, publizierte Spencer einen Aufsatz, betitelt „Overlegislation“ (Westminster Review, Juli 1853), in dem er wieder einmal gegen seine bête noir, den Staatssozialismus, loszog und die Idee, dass die Gesellschaft ein Organismus und nicht ein Mechanismus ist, verteidigte. Und auf ihn folgte unter der Ueberschrift „The Universal Postulat“ ein wichtiger Aufsatz in der Westminster Review. Spencer

hatte John Stuart Mills Logik und verschiedene andere Philosophen, wie Kant, Hume, Reid, Mansel studiert und war in teilweiser Opposition gegen sie dazu gelangt, seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt zu formulieren, wie wir ihn später in seinem System näher ausgeführt finden. Der Aufsatz bedeutet keinen weiteren Schritt in der Formulierung seines Entwicklungsgesetzes, bereitet aber die metaphysische Deutung vor, die Spencer später diesem Gesetz gab.

Dagegen finden wir ihn im folgenden Jahre eifrig damit beschäftigt, die Entwicklungstheorie auf verschiedenen Gebieten zu erproben. In dem Aufsatz „Manners and Fashion“ (Westm. Rev. April 1854) zeigt er, wie sich die verschiedenen Zwangsformen, denen der Mensch in der Gesellschaft unterworfen ist — politische, kirchliche und zeremonielle — aus einem Keim entwickelt haben, und zwar „in Uebereinstimmung mit dem Gesetz der Entwicklung aller organischen Wesen, gemäss dem sich schrittweise allgemeine Funktionen in die speciellen Funktionen, die sie ausmachen, trennen“. In demselben Artikel verteidigt er zum ersten Mal die Theorie, dass Ahnen- und Geister-Verehrung die Quelle aller Gottesverehrung ist.

In dem Artikel „The Genesis of Science“ (British Quarterly Review, Juli 1854) führt er aus, wie alle Wissenschaft sich allmählich aus dem gewöhnlichen Wissen entwickelt hat, von dem sie nicht spezifisch, sondern nur dem Grad nach verschieden ist, und wie sich die Wissenschaft selbst immer mehr in die einzelnen Wissenschaften differenziert hat und wie damit Hand in Hand ein Prozess der Integration ging, im Verlauf dessen die einzelnen Wissenschaften mehr und mehr von einander abhängig werden. Das Ganze führt Spencer zu einer tiefgehenden Analyse des menschlichen Geistes, einer Vorarbeit für seine Psychologie, deren leitende Gedanken nun allmählich alle in seinem Geist ausgereift lagen.

Bevor er aber an ihre Ausarbeitung ging, erprobte er seine psychologische Theorie auf einem Gebiet, auf dem

er sich zuerst zu allgemeiner Anerkennung durchringen sollte. Ich meine seinen Aufsatz über „The Art of Education". Sein Grundthema liegt in den Sätzen: „Die Erziehung muss sich dem natürlichen Prozess der Entwicklung anpassen . . . sie muss vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten . . . Der menschliche Geist wächst, und wie alle Dinge, die wachsen, schreitet er fort von einem gleichartigen zu einem ungleichartigen." Der Aufsatz erschien im Mai 1854 in der North British Review und schon im August begann Spencer das Niederschreiben der „Prinzipien der Psychologie". Wir werden auf dieses erste grosse Werk des Philosophen im Zusammenhang seines Systems näher eingehn und bemerken hier nur, dass in ihm die Psychologie zum ersten Mal systematisch vom entwicklungstheoretischen Standpunkt aus behandelt wird, und dass Spencer in seiner Schilderung der geistigen Entwicklung bereits ganz allgemein die Ausdrücke gebraucht, die später in seiner allgemeinen Formel der Entwicklung wiederkehren.

18. Entwicklung bestand für Spencer zu dieser Zeit vornehmlich in einem Fortschreiten aus einem Zustand der Gleichartigkeit zu einem Zustand der Ungleichartigkeit entsprechend der Formel, die Baer für die embryologische Entwicklung aufgestellt hat, und er hatte, wie wir sahen, bereits nachgewiesen, dass sich das Baersche Gesetz auf die Entwicklung des sozialen Lebens, der Wissenschaft wie des Geistes ausdehnen lasse. Der Gedanke, dass dieses Gesetz eine Generalisation darstelle, die für alle Entwicklungsvorgänge überhaupt gelte, lag nahe. Er kam Spencer um diese Zeit; und mit der Erkenntnis der Universalität dieses Gesetzes glaubte er nun auch eine universelle Ursache für sie gefunden zu haben. Er hatte schon damals vor, für die Westminster Review einen Artikel über die „Ursache alles Fortschrittes" zu schreiben. Aus dem Plan wurde jedoch vorerst nichts, da ihn eine

schwere Krankheit, die er sich durch übermässiges Arbeiten an der Psychologie zugezogen hatte, vom Juli 1855 bis Anfang des Jahres 1857 völlig arbeitsunfähig machte. Der geplante Artikel erschien deshalb erst im April 1857 und zwar unter dem bescheideneren Titel: „Progress, its Law and Cause".

Er bedeutet eine wichtige Station in Spencers Entwicklungsgang. Unser Philosoph zeigt hier zum ersten Male die universelle Geltung des Entwicklungsgesetzes auf, das er allerdings noch nicht in seiner Vollständigkeit erkannt hat, und macht bereits den Versuch, es aus einem tieferliegenden Prinzip abzuleiten. Baer hatte nachgewiesen, dass die Entwicklung jedes individuellen Organismus — des Keims zur Pflanze und des Eis zum Tier — sich darstellt als ein Fortschreiten von einer Gleichartigkeit der Struktur zu einer Ungleichartigkeit der Struktur. „Dieses Gesetz organischen Fortschrittes" nun ist nach Spencer „das Gesetz jeden Fortschrittes". Ueberall in der Geschichte des Weltsystems, in der geologischen Geschichte der Erde, in der Geschichte des organischen Lebens auf der Erde, in der des Menschengeschlechtes wie des Menschengeistes und seiner Erzeugnisse finden wir „dieselbe Entwicklung aus einem Einfachen in ein Zusammengesetztes durch aufeinanderfolgende Differenzierungen". Ist das nun bloss eine empirische Generalisation, oder können wir dieses Gesetz in seinen mannigfaltigen Manifestierungen als die notwendige Folge eines ähnlich universellen Prinzipes nachweisen? Spencer meint ja: „Wir können alle diese mannigfaltigen Evolutionen des Gleichartigen in das Ungleichartige mit gewissen Thatsachen unmittelbarer Erfahrung verknüpfen, die wir infolge endloser Wiederholung als notwendig betrachten." Diese Thatsachen drückt folgende Formel aus: „Jede aktive Kraft bringt mehr als eine Veränderung hervor, jede Ursache mehr als eine Wirkung." Das unvermeidliche Corollar dieser Thatsache ist, wie auf der Hand liegt, dass in der Vergangenheit

eine immer wachsende Complikation der Dinge, eine nie aufhörende Umwandlung des Gleichartigen ins Ungleichartige vor sich gegangen ist.

Noch in demselben Jahre holt Spencer in dem Aufsatz, der „Transcendental Physiology“ betitelt ist (National Review Oktober 1857), zum Teil nach, was er im vorangehenden Aufsatz übersehn hatte. „Entwicklung ist das Uebergehn aus einem gleichartigen Zustand in einen ungleichartigen auf dem Weg beständiger Differenzierungen“, hatte er gesagt, „und sie begleitender Integrierungen“ fügt er nun hinzu, weist aber diesen Prozess beständiger Integrierung hier noch nicht universell nach. Zugleich stellt er als Corrolar zu dem Satz, dass jede Ursache mehr als eine Wirkung, jede Kraft mehr als eine Veränderung hervorbringt, die Wahrheit fest, dass „jeder Zustand des Gleichartigen notwendig ein Zustand unbeständigen Gleichgewichts ist“ und benützt diese Wahrheit, um die deduktive Ableitung seines Entwicklungsgesetzes zu stützen. In demselben Aufsatz sind verschiedene der grundlegenden Ideen enthalten, die in der Biologie näher ausgeführt werden.

19. Angewendet wird seine bisher gewonnene Einsicht in das Wesen der Entwicklung zur Erklärung eines psychophysiologischen Problems in einem Aufsatz über den „Ursprung und die Funktion der Musik“ (Oktober 1857). Und selbst in den politischen Aufsätzen, die Spencer um diese Zeit schrieb: „Representative Government — What is it good for?“ (Oktober 1857), „State Tamperings with Money and Banks“ (Januar 1868), „Parliamentary Reform: The Dangers and the Safeguards“ (April 1860), und „Prison Ethics“ (July 1860) wird das scharfe Eintreten für den Individualismus überall mit entwicklungstheoretischen Gründen gerechtfertigt. Das Jahr 1858 bringt in dem Aufsatz „The Moral Discipline of Children“ einen weiteren Beitrag zu seiner evolutionären Paedagogik, dem im nächsten Jahr als Er-

gänzung die zwei Aufsätze über „Physical Education“ und „What Knowledge is of Most Worth“ folgen.

Im Juli desselben Jahres brach Spencer in der Westminster Review eine Lanze für die damals stark diskreditierte „Nebular Hypothesis“ — wozu ihn die Bedeutung, die diese Frage für die Entwicklungstheorie hat, bestimmte — und während er mit diesem Aufsatz beschäftigt war, kam ihm der Gedanke, die Entwicklungstheorie zur Grundlage eines umfassenden Philosophiesystemes zu machen.

Bevor wir zusehn, wie er diesen Gedanken in die That umsetzte, müssen wir noch einiger interessanten Essays gedenken, in denen er um diese Zeit seine Entwicklungstheorie weiter erläuterte und erprobte. In einer Kritik, der er 1858 Prof. Owens „Archtype and Homologies of the Vertebrate Skeleton“ unterzog, zeigte er, wie die Entwicklungstheorie bestimmte Struktureigentümlichkeiten, insbesondere atavistische Bildungen, denen Owens Theorie eines „urbildlichen Rückenwirbels“ ratlos gegenübersteht, leicht erklären kann. In dem Aufsatz „The Laws of Organic Form“, der im Januar 1859 erschien, erläuterte er ein Gesetz, das später in seiner Biologie eine grosse Rolle spielte, das Gesetz, „dass die Formen aller Organismen von ihren Beziehungen zu den einfallenden Kräften abhängen, worunter sowohl die Kräfte zu verstehn sind, denen sie passiv unterliegen, als die, die sie als Reaktionen auf ihre eigenen Thätigkeiten erfahren.“ In „Illogical Geology“ (Juli 1859) verteidigt er die Entwicklungstheorie gegen gewisse geologische Anschauungen, deren Hinfälligkeit jetzt allgemein anerkannt ist. In „Bain on the Emotions and the Will“ betont er, dass wir zu einer Einsicht und richtigen Klassifizierung der Gefühle und des Wissens nur dann kommen können, wenn wir diese Phaenomene vom Entwicklungsstandpunkt aus betrachten und sie in ihrer steigenden Verwickeltheit von den einfachsten tierischen Aeusserungen bis hinauf ins menschliche Leben verfolgen. In „The Social Organism“ (1860) führt er seine alte Theorie,

dass die Gesellschaft die innigsten Analogien zum tierischen Organismus aufweise, im einzelnen aus, während eine „Physiology of Laughter“ ein interessanter Beitrag zur Nervendynamik ist in Anwendung der Methode, die er in seinen Principien der Psychologie so erfolgreich befolgt hat.

20. Im März desselben Jahres hatte Spencer den Prospekt zu einem grossen Werk der Oeffentlichkeit übergeben und sich dann gleich an die Ausarbeitung des ersten Teils, „der ersten Prinzipien“ gemacht, die im Juni 1862 fertig vorlagen. Diese erste Ausgabe der „First Principles“ fasst alle die Anschauungen, die Spencer in den kurz charakterisierten Aufsätzen über die Entwicklungstheorie geäussert hat, zusammen und erweitert sie zugleich, ohne aber das Entwicklungsgesetz schon jetzt auf seinen höchsten Ausdruck zu bringen. Die Erweiterung der Theorie besteht darin, dass Spencer jetzt erkennt: das Uebergehn aus einem Zustand der Unbestimmtheit in einen Zustand grösserer Bestimmtheit, das er in der „Transcendental Physiology“ als Charakterzug der organischen Entwicklung nachgewiesen hatte, ist ein Merkmal jeder Entwicklung. Entwicklung ist ihm nun „ein Uebergehn aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in eine bestimmtere, zusammenhängendere Ungleichartigkeit vermittelst beständiger Differenzierungen und Integrierungen“. Ferner wird der Versuch, dieses Entwicklungsgesetz aus anderen allgemeinen Gesetzen zu deduzieren, nun vervollständigt durch die Aufstellung des Prinzips der „Segregation“; und dieses, wie die schon vorher gewonnenen Prinzipien der „Instabilität des Gleichartigen“ und „der Vervielfältigung der Wirkungen“, die er bisher als rein empirische Gesetze auffasste, werden jetzt aus dem Gesetz vom Fortbestehn der Kraft als dem letzten Prinzip, das das Grundaxiom aller Wissenschaft ist, abgeleitet. Zugleich wird anerkannt, dass alle Entwicklung eine Grenze hat und zu einem Zu-

stand des Gleichgewichts führt, an den dann seinerseits der Prozess der Auflösung anknüpft.

Es blieb nun Spencer nur noch übrig, festzustellen, dass Entwicklung und Auflösung nur die zwei Phasen des noch universelleren Prozesses der beständigen Andersverteilung von Materie und Bewegung sind, und das Gesetz, auf das er seine ganze Philosophie gründen wollte, hatte seinen abstraktesten und damit umfassendsten Ausdruck erreicht. Diesen letzten Schritt that er im April 1864 in dem Aufsatz über „die Klassifikation der Wissenschaften“. Hier spricht er aus, dass alle die unendlich vielfältigen Veränderungen, deren Inbegriff die Erscheinungswelt ist, sich in zwei Kategorien einreihen lassen: sie stellen sich dar entweder als Integration von Materie und einer sie begleitenden Zerstreuung von Bewegung oder als Aufnahme von Bewegung mit einer sie begleitenden Disintegration von Materie, d. h. sie sind notwendig entweder Teile eines Entwicklungsprozesses oder Teile eines Auflösungsprozesses. Professor Youmans schildert die Bedeutung, die dieses Gesetz für die Vollendung des Spencerschen Systems hat, wie folgt: „Man sieht sogleich, dass dieses Gesetz tiefer geht als das Entwicklungsprinzip; denn es gilt auch für Mineralien, die die Phaenomene der Entwicklung, wie Spencer sie bisher interpretiert hatte, nicht aufweisen. Kurz, es zeigte sich, dass damit ein Gesetz gewonnen war, das überhaupt für alle materiellen Dinge gilt, mögen sie nun solche sein, die ein Zunehmen in Ungleichartigkeit aufweisen, oder solche, die das nicht thun. Nun erst war es möglich, den relativen Wert und die relative Bedeutung der verschiedenen Faktoren des Entwicklungsprozesses nachzuweisen. Für Baer bestand organische Entwicklung ihrem Wesen nach und ausschliesslich in einer Zunahme von Ungleichartigkeit in dem sich entwickelnden Körper. Spencer dagegen hatte gezeigt, dass Entwicklung ein doppelter Prozess ist, — eine Tendenz zur Einheit wie zur Verschiedenheit, zur Integrierung wie zur Differenzierung. Es zeigte sich nun, dass der

Prozess der Integration, dem alle Dinge unterworfen sind, ein tieferes Prinzip und in der That der primäre Prozess in jedem Entwicklungsvorgang ist, während das Zunehmen in Ungleichartigkeit nur ein sekundärer Prozess ist. Diese neue Auffassung machte es zugleich klar, dass Auflösung überall das Corrolar der Entwicklung ist; und zur Vervollständigung der Generalisation anerkannt werden muss, dass die Auflösung beständig bestrebt ist, das ungeschehn zu machen, was die Entwicklung wirkt.“

Es ist unnötig, hier im einzelnen auszuführen, wie Spencer dieses Gesetz in die neue Ausgabe der „First Principles“ aufgenommen hat und wie er in Uebereinstimmung mit ihr das ganze Werk ummodelte. Wir kommen auf alle diese Dinge später zurück; das vorliegende Kapitel hat seinen Zweck erreicht, wenn es klar gemacht hat, wie Spencer dazu kam, sein System zu schreiben, und wie sich seine Grundideen allmählich in seinem Geist herauskrystallisiert haben. Die folgenden Kapitel sollen nun die Weltanschauung Spencers schildern, wie sie sich in ihrer reifsten Form darstellt. Und wenn ich dabei im wesentlichen dem Plane folge, dem Spencer selbst gefolgt ist, so bestimmt mich dazu vornehmlich die Erwägung, dass es die Aufgabe dieses Büchleins ist, nicht so sehr eine Kritik des Spencerschen Werkes zu liefern, als eine Skizze von den geistigen Schätzen zu geben, die in seinen verschiedenen Teilen zu finden sind.

Zweites Kapitel.

Die Prinzipienlehre.

21. Spencer hat, wie wir bereits sahen, bevor er eine Linie seines Systems niederschrieb, einen „Prospectus" veröffentlicht, der einen detaillierten Ueberblick über das geplante grosse Werk gab. Wir wollen diesen Prospekt in abgekürzter Form unserer zusammenhängenden Darstellung des Systems voranstellen. Er wird es dem Leser erleichtern, den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten und zu verstehn, dass er wirklich ein System und nicht nur ein Konglomerat mehr oder weniger lose zusammenhängender wissenschaftlicher Aufsätze vor sich hat. Und er ist an sich ein überaus interessantes Dokument, das einen guten Einblick in die tiefe Planmässigkeit Spencerschen Denkens und Schaffens giebt.

Spencer hat in dem Prospekt das ganze Werk auf 10 Bände angelegt; und der letzte Band, der dritte Teil der Soziologie, ist im Herbst 1896 erschienen, nachdem bereits Bruchstücke desselben vorher veröffentlicht worden sind. Der Inhalt dieser zehn Bände sollte nach der Skizze des Prospektes etwa folgender sein — und die spätere Ausführung ist nur wenig von dieser Skizze abgewichen:

Erste Prinzipien.

Teil 1. Das Unerkennbare: Eine Weiterausführung bestimmter Lehren Hamiltons und Mansels und der Nachweis, dass die einzig mögliche Versöhnung von Wissenschaft und Religion in einem gemeinsamen Glauben an ein Absolutes liegt, das nicht nur alles menschliche Wissen, sondern auch alles menschliche Begreifen übersteigt.

Teil 2. Die Gesetze des Erkennbaren: Eine Darstel-

lung der letzten Prinzipien, die in allen Erscheinungen des Absoluten erkennbar sind, jener höchsten Generalisationen der Wissenschaft, die von allen Phaenomenen gelten, und die deshalb den Schlüssel zur Erkenntnis aller Phaenomene liefern.

Hier sollte nun der logischen Ordnung nach die Anwendung dieser ersten Prinzipien auf die unorganische Natur folgen. Spencer hielt aber mit Recht auch ohne diese grosse Abteilung seinen Plan für ausgedehnt genug, und die Auslegung der organischen Natur auf dem vorgeschlagenen Weg für wichtiger. Das zweite Werk der Serie bilden daher:

Die Prinzipien der Biologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Biologie: Im wesentlichen eine Darstellung der allgemeinen Wahrheiten der Physiologie und Chemie, mit denen eine rationelle Biologie beginnen muss.

Teil 2. Die Induktionen der Biologie: Eine Darstellung der wichtigsten, bereits gewonnenen Generalisationen der Biologie.

Teil 3. Die Entwicklung des Lebens. Eine Darstellung und Begründung der Entwicklungshypothese.

Band 2.

Teil 4. Die morphologische Entwicklung: Ein Nachweis, wie die organischen Formen überall bedingt sind durch den Inbegriff der Kräfte, denen sie ausgesetzt sind.

Teil 5. Die physiologische Entwicklung: Nachweis und ähnliche Erklärung der fortschreitenden Differenzierung der Funktionen.

Teil 6. Die Gesetze der Vervielfältigung.

Die Principien der Psychologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Psychologie: Darstellung des allgemeinen Zusammenhanges zwischen Geist und Leben

und ihrer Beziehungen zu den übrigen Modi des Unerkennbaren.

Teil 2. Die Induktionen der Psychologie: Darstellung der bereits auf empirischem Weg gewonnenen Generalisationen der Psychologie.

Teil 3. Allgemeine Synthese: Darstellung der geistigen Erscheinungen als einer Unterabteilung der allgemeinen Lebenserscheinungen.

Teil 4. Specielle Synthese: Versuch, Reflexthätigkeit, Instinkt, Gedächtnis, Vernunft, Wille und Gefühle im einzelnen zu erklären als ebensoviele mehr oder weniger besondere Erscheinungsformen des Zusammenhangs zwischen inneren und äusseren Vorgängen.

Teil 5. Physische Synthese: Versuch, nachzuweisen, wie die Reihenfolge der Bewusstseinszustände einem gewissen Grundgesetz der Nerventhätigkeit entspricht, das aus den „Ersten Prinzipien" folgt.

Band 2.

Teil 6. Specielle Analyse: Versuch, die Einheit in der Zusammensetzung sämtlicher geistiger Erscheinungen nachzuweisen, in dem die verwickeltsten schrittweise in immer einfachere aufgelöst werden.

Teil 7. Allgemeine Analyse: Rechtfertigung des Realismus als oberster Aussage des Bewusstseins.

Teil 8. Corollarien: Zusammenfassung und Übergang zur Soziologie.

Die Prinzipien der Soziologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Soziologie: Eine Darstellung der verschiedenen Faktoren, deren Resultat die soziale Entwicklung ist.

Teil 2. Die Induktionen der Soziologie: Eine Darstellung der empirischen Generalisationen, die sich aus einer Vergleichung verschiedener Gesellschaften und aufeinanderfolgender Phasen derselben Gesellschaft ergeben.

Teil 3. Politische Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der politischen Regierungsformen.

Band 2.

Teil 4. Kirchliche Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Regierungsformen und der religiösen Vorstellungen.

Teil 5. Zeremonielle Organisation: Eine gleiche Behandlung jenes dritten Systems von Regeln, das sich von den zwei zuerst behandelten allmählich abzweigt und die weniger wichtigen Lebensthätigkeiten reguliert.

Teil 6. Industrielle Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der Produktion und der verteilenden Agentien.

Band 3.

Teil 7. Die Entwicklung der Sprache.

Teil 8. Die Entwicklung der Wissenschaft.

Teil 9. Die Entwicklung der Künste.

Teil 10. Die Entwicklung der Moral.

Teil 11. Zusammenfassung.

Die Prinzipien der Moral.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Moral: Eine Darstellung der Generalisationen, die Biologie, Psychologie und Soziologie für eine wahre Theorie vom rechten Leben liefern.

Teil 2. Die Induktionen der Moral: Eine Darstellung der empirisch gewonnenen Regeln des menschlichen Handelns, die von allen zivilisierten Nationen als wesentliche Gesetze anerkannt werden, d. h. der Generalisationen der Zweckmässigkeit.

Teil 3. Individuelle Moral: Darstellung der Prinzipien des privaten Verhaltens, wie sie sich aus den Bedingungen eines vollkommenen individuellen Lebens ergeben.

Band 2.

Teil 4. Gerechtigkeit: Darstellung der gegenseitigen Einschränkungen im Handeln der Menschen, wie sie ihr Zusammenleben als Einheiten in einer Gesellschaft nötig macht.

Teil 5. Negatives Wohlthun: Darstellung der sekundären Selbsteinschränkungen, ohne die ein vollkommenes soziales Leben unmöglich ist, und die ein Ausfluss passiver Sympathie sind.

Teil 6. Positives Wohlthun: Darstellung der Gebote aktiver Sympathie.

22. Die Grundlage des ganzen Spencerschen Systems bilden — das ersehn wir aus unserer Skizze und das besagt schon ihr Name — die „Ersten Prinzipien“, während sich die übrigen neun Bände darstellen als Interpretation der biologischen, psychologischen, soziologischen Probleme mittelst dieser Prinzipien. Ihnen wollen wir uns nun direkt zuwenden.

Die Prinzipienlehre teilt Spencer in zwei scharf geschiedene Abschnitte, von denen der eine negativen, der andere positiven Charakters ist. Merkwürdigerweise hat man vielfach gerade in dem ersten negativen Abschnitt die Quintessenz der Spencerschen Philosophie erblickt und sie deshalb als puren Nihilismus denunziert. Das ist natürlich grundfalsch. Die Lehre vom Unerkennbaren ist nicht nur nicht die Essenz der Spencerschen Philosophie, sie ist nicht einmal eigentlich ein Teil seines Systems, sondern bildet nur eine Art Einleitung zu demselben. Nach Spencer fällt die Sphäre der Philosophie mit der Sphäre der Wissenschaften zusammen; und er hielt es für seine erste Aufgabe, diese mehr oder weniger heterodoxe Auffassung zu rechtfertigen, indem er die unverrückbaren Grenzen, die unserm Erkennen durch die Natur unseres Intellektes gezogen sind, nachwies. Das geschieht in dem Kapitel über das „Unerkennbare“. Es zeigt, was die Philosophie nicht sein kann, und wiederholt zu diesem Zweck im wesentlichen nur das energisch, was andere bedeutende Denker vor Spencer über die Begrenztheit menschlichen Erkennens gesagt haben. Alles Erkennen ist relativ, d. h. bedingt durch die Natur des erkennenden Subjektes; wir

erkennen daher nichts absolut, nichts, wie es an sich ist. Alle Dinge und Kräfte sind blosse Symbole eines Etwas, das an sich unerkennbar ist. Gerade weil wir aber all unser Erkennen relativ nennen, müssen wir ein Absolutes annehmen; das Relative setzt das Absolute voraus, es wäre sonst selbst absolut. Das ist in einfachen Sätzen die Summe der viel angegriffenen Lehre vom Unerkennbaren. Ist die Theorie nicht neu, so ist doch die Art, wie Spencer sie vorträgt, sehr originell. Er versteht es nämlich, dieser negativen Theorie ein sehr positives Ergebnis abzugewinnen: er findet in ihr die Basis für eine aufrichtige Versöhnung von Religion und Wissenschaft.

23. „Von den geistigen Kämpfen, so beginnt er, ist der älteste, weiteste, tiefste und wichtigste der zwischen Religion und Wissenschaft.“ Er begann, als die Erkenntnis der einfachsten Gleichförmigkeiten in den umgebenden Dingen dem anfangs allgemeinen Aberglauben ein Ende setzte. Er zeigt sich überall in dem ganzen Bereich menschlichen Wissens, er beeinflusst die Menschen in der Auslegung der einfachsten mechanischen Vorgänge nicht minder als der verwickeltsten Erscheinungen in der Völkergeschichte. Er hat seine Wurzeln in den verschiedenen Denkrichtungen verschiedener Arten von Geistern. Und die widerstreitenden Auffassungen von Natur und Leben, die die verschiedenen Denkrichtungen jeweils erzeugen, beeinflussen im guten oder schlimmen die Grundstimmung der Gefühle und das tägliche Verhalten. Ein solcher, nie rastender Kampf der Ansichten, wie er durch alle Zeiten hindurch unter den Bannern der Religion und der Wissenschaft geführt wurde, hat natürlich eine Erbitterung erzeugt, die einer gerechten Würdigung der Gegenpartei auf beiden Seiten verhängnisvoll ist. In einem höheren Grade und schärfer als jeder andere Streit hat er die ewig bedeutsame Fabel von den Rittern illustriert, die sich um die Farbe eines Schildes schlagen, von denen jeder nur eine Seite sieht. Jeder

Kämpfer sah klar nur seine Seite der Frage und warf seinem Gegner Dummheit oder Unehrlichkeit vor, weil er nicht dieselbe Seite sah. Beide aber ermangelten der Aufrichtigkeit, auf die Seite des Gegners zu treten und ausfindig zu machen, warum dieser alles so verschieden sah." Diese denkwürdigen Worte, mit denen Spencer seine Betrachtung der Frage einleitet, verraten, dass er einen wirklichen und aufrichtigen Frieden zwischen Religion und Wissenschaft für möglich hält, und sie deuten den Weg an, auf dem er zu suchen ist. Religion und Wissenschaft befassen sich wohl mit derselben Sache, aber sie behandeln sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus und zu verschiedenen Zwecken. In der Wissenschaft tritt der Mensch der Welt als erkennender, in der Religion als fühlender und wertsetzender gegenüber; in der Wissenschaft beschäftigt er sich mit bestimmten Thatsachen und ihren Beziehungen, in der Religion mit jenem unbestimmten Etwas, das allen Erscheinungen und ihren Beziehungen zu Grunde liegt.

Folgen wir nun dem Gedankengang, der nach Spencer zu einer Versöhnung der lang verfeindeten Schwestern führt, etwas näher. Spencer geht von der Ueberzeugung aus, dass Religion und Wissenschaft beide eine Wurzel in der Wirklichkeit der Dinge haben, und dass es daher, wenn anders der Manichäismus nicht Recht haben soll, eine oberste Wahrheit geben muss, in der sie sich zusammenfinden können. Es gilt also, „die höchste Wahrheit zu suchen, zu der sich beide mit vollständiger Aufrichtigkeit, ohne irgend welchen geistigen Vorbehalt bekennen können". Diese allumfassende Wahrheit kann natürlich weder ein bestimmtes Dogma der Religion noch ein bestimmter Lehrsatz der Wissenschaft sein; sie muss vielmehr, um ihrer Bestimmung zu genügen, die abstrakteste und daher allgemeinste Wahrheit sein, die sie beide bekennen.

Was ist nun jene allgemeinste Wahrheit der Religion, jene Wahrheit, der auch die grausamste Kritik nichts an-

haben kann, jene „Seele von Wahrheit", die auch der abergläubigsten Religion innewohnt? Spencer beginnt sein Diogeneswerk mit einer interessanten Zergliederung der „religiösen Grundbegriffe". Auf die uralte Frage, was ist die Welt und von wannen kommt sie, suchen der Theismus, der Pantheismus und der Atheismus, jeder auf seine Art, eine Antwort zu geben. Doch ach! sehn wir genauer zu, so sind alle Antworten blosse Wortgeflechte ohne Inhalt; Sätze, die tiefsinnig klingen, die sich aber nicht in wirkliche Gedanken umsetzen lassen. Wie Spencer die letzte Unbegreiflichkeit aller dieser Theorien dialektisch nachweist, brauchen wir hier nicht weiter auszuführen. Schon viele vor ihm und nicht zum wenigsten grosse religiöse Geister haben wieder und wieder gezeigt, dass alle jene Theorien mit ihrer Annahme einer absoluten, unendlichen Ursache zuletzt zu unlösbaren Widersprüchen und zu einem Selbstmord des Intellektes führen müssen. Geben wir zu, die Erklärung, die jede jener drei möglichen Theorien giebt, ist nur eine Scheinerklärung, so predigen sie doch auch in ihrer Ohnmacht wenigstens eine Wahrheit, nämlich die „dass die Welt einer Erklärung bedarf". „Hier nun haben wir ein Element, das allen Glaubensrichtungen gemeinsam ist. Religionen, die sich in ihren Bekenntnisformeln aufs schärfste widersprechen, sind doch vollkommen eins in der stillschweigenden Ueberzeugung, dass die Existenz der Welt mit allem, was sie enthält, und mit allem, was sie umgiebt, ein Mysterium ist, das immerfort nach Auslegung verlangt." Spencer zeigt dann, wie die ganze Entwicklung der Religion sich darstellen lässt als eine immer weitere Annäherung an den Standpunkt, als dessen Motto ein Wort Jacobis dienen kann: „Ein erkannter Gott wäre kein Gott mehr". Durch die ganze Geschichte der Religion können wir einen Prozess der fortschreitenden „Entmenschlichung Gottes" verfolgen. Dem Wilden ist Gott ein Mensch, nur grausamer, wilder und mächtiger als er selbst; mit jedem höhern Schritt fällt ein Attribut

Gottes um das andere als Gottes unwürdig oder als unvereinbar mit andern Attributen, an denen noch festgehalten wird; mit jedem Schritt wird Gott etwas Unbekannteres, etwas dem menschlichen Verstand Unerfassbareres, bis endlich auf der höchsten Stufe das relative Mysterium, das alle Religionen anerkennen, zum absoluten Mysterium wird.

„Hier also haben wir eine Grundwahrheit von der grösstmöglichen Gewissheit, eine Wahrheit, in der alle Religionen unter sich und mit der Philosophie, die ihre speciellen Dogmen bekämpft, eins sind. Sollen Religion und Wissenschaft versöhnt werden, so muss die Grundlage der Versöhnung diese tiefste, weiteste und grösste Wahrheit sein, dass die Macht, die sich uns im Universum offenbart, absolut unerforschlich ist.“

24. Der Beweis, dass auch die Wissenschaft sich dieser Grundwahrheit in Demut beugen muss, fällt Spencer nicht schwer. Eine Analyse ihrer „Grundbegriffe“, als da sind Raum, Zeit, Bewegung, Stoff, Kraft, Selbst u. s. w., lehrt, wie die vorangegangene Zergliederung der religiösen Grundbegriffe, dass Wesen und Ursprung der objektiven wie der subjektiven Welt unergündlich sind. „Die religiösen Grundbegriffe wie die wissenschaftlichen sind nur Symbole der Wirklichkeit, nicht Erkenntnisse derselben.“ Dass dem so ist und dass dem so sein muss, liegt in der innersten Natur unseres Erkennens begründet.

Analysieren wir nämlich das Denkprodukt, so finden wir, dass alle schrittweise immer tiefer eindringenden Erklärungen der Natur, die eben den Fortschritt im Erkennen ausmachen, darin bestehn, dass schrittweise specielle Wahrheiten unter allgemeinere Wahrheiten und allgemeine unter noch allgemeinere eingeschlossen werden. Dieser Prozess kann aber nicht ins Unendliche fortgehn, weil sonst alles in der Luft hinge. Es muss daher eine allgemeinste Wahrheit geben, die nicht begriffen werden kann, eben weil sie keine Einschliessung in eine andere, kein Begreifen unter

einer andern, zulässt. Analysieren wir aber den Denkprozess, so finden wir, dass unser Denken durch Gegensatz, Unterschied und Aehnlichkeit bedingt ist. Was keinen Gegensatz hat und nicht von einem andern unterschieden werden kann, lässt sich nicht denken; und auf der andern Seite setzt alles Erkennen ein Aehnlichkeitsverhältnis voraus: wir erkennen ein Ding, indem wir es auf ein anderes, das ihm gleicht, zurückführen. Weil nun das Unbedingte, eben weil es das Unbedingte ist, in keinem dieser drei Verhältnisse stehn kann, ist es auch dreifach unerkennbar.

In folgender schönen Stelle findet Spencers Grundgedanke klaren Ausdruck: „Der Mann der Wissenschaft, beschäftigt, wie er ist, mit festgestellten Wahrheiten und gewohnt, noch unerforschte Dinge anzusehn als Dinge, die einst erforscht werden, vergisst zu leicht, dass die Erkenntnis, so umfassend sie auch sein mag, doch niemals den Forschungstrieb zufrieden stellen kann. Positives Wissen füllt nie die ganze Sphäre des möglichen Denkens aus und kann sie nie ausfüllen. An der äussersten Grenze der Entdeckungen erhebt sich immer und muss sich immer die Frage erheben: was liegt jenseits? Wir können uns keine Erklärung so tief denken, dass sie die Frage ausschlösse: Was ist die Erklärung dieser Erklärung? Stellen wir uns die Wissenschaft als eine stets wachsende Kugel vor, so können wir sagen, jede Vergrösserung ihrer Oberfläche bringt sie nur in umfangreichere Berührung mit dem sie umgebenden Nichtwissen!“ Wie sagt doch Altmeister Goethe: „Die Existenz, durch die Vernunft dividiert, geht nicht ohne Rest auf!“ Und weiter:

„In der äussern wie in der innern Welt findet sich der Mann der Wissenschaft inmitten ewiger Veränderungen, von denen er weder den Anfang noch das Ende zu entdecken vermag. Wenn er, die Entwicklung der Dinge zurückverfolgend, sich erlaubt, die Hypothese aufzustellen, dass das Universum einst in einer zerstreuten Form existierte, so findet er es doch ganz unmöglich, sich vorzustellen,

wie es kam, dass es so war. Ganz so, wenn er über die Zukunft nachdenkt; er kann der unendlichen Folge der Erscheinungen, die sich ewig vor ihm entfalten, keine Grenze setzen. Und wendet er den Blick nach Innen, so bemerkt er in gleicher Weise, dass beide Enden des Bewusstseinsfadens ausser seinem Griffe liegen, ja ausser seinem Vermögen, ihn sich als existiert habend oder als in Zukunft existierend vorzustellen .... Objektive wie subjektive Dinge findet er daher gleich unerforschlich ihrer Substanz und ihrem Ursprung nach. In allen Richtungen stellen ihn seine Forschungen zuletzt von Angesicht zu Angesicht einem unlösbaren Rätsel gegenüber, und immer mehr versteht er, dass es ein wirklich unlösbares Rätsel ist. Er kennt zugleich die Grösse und die Kleinheit des Menschengeistes, seine Macht, alles zu erfassen, was innerhalb der Grenzen der Erfahrung liegt, und seine Ohnmacht allem gegenüber, was die Erfahrung übersteigt. Er realisiert ganz besonders lebhaft die völlige Unbegreiflichkeit des einfachsten Vorganges, wenn an und für sich betrachtet. Er weiss besser als jeder andere, dass seiner letzten Essenz nach nichts erkannt werden kann."

Spencer verkennt nicht, dass er in diesen Sätzen mehr das Verhalten des Weisen, wie er sein sollte, als wie er ist, gezeichnet hat. Religion und Wissenschaft haben beide beständig gegen diese letzte Wahrheit gefrevelt. Die Religion hat zwar das unbestreitbare Verdienst, dass sie diese Wahrheit von Anfang an, wenn auch nur unvollkommen und schattenhaft erkannt und verteidigt hat. „Sie hat überall die eine oder die andere Modifikation der Lehre, dass alle Dinge Offenbarungen einer Macht sind, die unsere Erkenntnis übersteigt, aufgestellt und weiterverbreitet" und sie hat dadurch die Pflicht erfüllt, „die Menschheit davor zu bewahren, ganz im Relativen und Zunächstliegenden aufzugehn, sie hat das Bewusstsein von etwas Jenseitigem wachgehalten". Sie war aber immer zugleich mehr oder weniger irreligiös; insofern sie wieder

und wieder behauptete, von dem, was alles Erkennen übersteigt, doch ein bestimmtes Wissen zu besitzen. Das grosse Verdienst der Wissenschaft war es, durch ihre Kritik diese unreligiösen Elemente überall auszumerzen und so die Religion zu einem fortschreitenden Reinigungsprozess zu zwingen. Sie hat durch ihre beständige Kritik der einzelnen Dogmen der Religion wieder und wieder den Nachweis geliefert, dass jenes angebliche Wissen der Religion in Wirklichkeit ein Nichtwissen ist, und sie hat damit die Religion von unhaltbaren Aussenposten auf ihre unangreifbare Zentralposition zurückgetrieben: auf die Lehre von der letzten Unbegreiflichkeit der Welt und der Macht, deren Ausfluss oder Manifestation sie ist. Wie aber die Religion oft unreligiös ist, so hat die Wissenschaft eine beständige Tendenz gezeigt, zu behaupten, sie besitze da ein Wissen, wo es überhaupt kein Wissen geben kann. Ein dauernder und ehrlicher Friede ist aber nur dann möglich, wenn die Religion aufhört, unreligiös, und die Wissenschaft, unwissenschaftlich zu sein; wenn die Religion einsieht, dass das Mysterium, auf das ihr Sinn gerichtet ist, ein letztes und absolutes ist, und wenn sie es deshalb aufgiebt, sich ins Geschäft der Wissenschaft zu mischen, die das Erforschbare in Natur und Geist mit den allein zu diesem Zweck dienlichen Methoden bearbeitet; und wenn die Wissenschaft zur vollen Ueberzeugung gelangt, dass ihre Erklärungen immer nur annähernd und relativ sind, dass sie immer nur das „Wie“ und das „Was“, aber niemals das dem menschlichen Herzen so unendlich wichtigere „Wozu“ und „Warum“ beantworten.

25. Spencer sah voraus, dass sich gegen sein „Unerkennbares“ dieselben Angriffe richten werden wie gegen Kants „Ding an sich“. Die heikle Frage, die er zu beantworten hatte, lautet: Wenn wir von dem Absoluten so gar nichts aussagen können, haben wir dann ein Recht, von ihm auch nur ein Sein auszusagen? Müssen wir nicht ganz beim

Relativen stehn bleiben, und was giebt uns die Berechtigung, doch an etwas zu glauben, das über das Relative hinausgeht?

Spencer giebt selbst zu, dass wir, solange wir auf dem rein logischen Standpunkt verharren, die Existenz von einem jenseits des Phaenomenalen liegenden Noumenon nicht behaupten können. Von diesem Standpunkte aus ist das Absolute bloss die Negation der Vorstellbarkeit, d. h. es ist etwas von der Vorstellung gänzlich Verschiedenes, das doch vorgestellt werden soll — was unmöglich ist. Anders aber stelle sich die Sache dar, psychologisch betrachtet. Es giebt nämlich, sagt Spencer, neben dem bestimmten Bewusstsein, dessen Gesetze die Logik formuliert, noch ein unbestimmtes Bewusstsein, das sich nicht in Formeln fassen lässt; es giebt Gedanken, die zu vervollständigen unmöglich ist, die aber trotzdem real sind in dem Sinne, dass sie normale Erregungen des Denkvermögens sind.

Um nun des nähern zu zeigen, wie der ganze Nachweis, dass ein bestimmtes Bewusstsein vom Absoluten für uns unmöglich ist, unvermeidlich auf der Voraussetzung eines unbestimmten Bewusstseins von demselben beruht, bekämpft Spencer die Lehre, dass von correlativen Gegensätzen, wie begrenzt und unbegrenzt, relativ und absolut, nur einer, nämlich der positive, real, der negative aber bloss eine Abstraction vom andern, nichts weiter als eine blosse Negation desselben sei. Das negative Vorstellungsbild ist = Negation des positiven + X. So bedeutet das Relative „Existenz unter Bedingungen und Grenzen"; das Absolute nun aber nicht etwa bloss die Negation einer solchen Existenz, sondern vielmehr Negation einer bedingten und begrenzten Existenz + X. Und dieses X repräsentiert eben das, was Spencer das unbestimmte Bewusstsein vom Absoluten nennt. Dieses unbestimmte Bewusstsein vom Absoluten abstrahieren wir aber nicht von einer einzelnen Gruppe von Gedanken und Vorstellungen; es ist vielmehr das Abstractum aller Gedanken und Vorstellungen. Ihnen allen

ist das, was wir mit Existenz bezeichnen, gemeinsam, und davon können wir nicht loskommen. Dieses Bewusstsein von Existenz, das sich infolge des fortwährenden Wechsels aller seiner Modalitäten von diesen allen loslöst, bleibt als ein unbestimmtes Bewusstsein von etwas unter allen Modifikationen Beharrendem von seinen Erscheinungsweisen getrennt. Es ist nicht nur notwendig unbestimmt, sondern auch notwendig unzerstörbar. Kurz dieses Bewusstsein von einem Absoluten lässt uns nicht los infolge derselben Denkgesetze, die uns daran hindern, einen Begriff von ihm zu bilden. Es ist das notwendige Correlat unseres Selbstbewusstseins.

Spencer wirft zum Schluss die interessante Frage auf, ob es nun trotz unseres Unvermögens, diesem „Unerkennbaren" bestimmte Attribute beizulegen, nicht vielleicht ein Postulat der „Praktischen Vernunft" sei, doch solche Attribute von ihm auszusagen, und ob es insbesondere, wie Hamilton und Mansel behauptet hatten, schlechtweg unsere Pflicht sei, das „Unerkennbare" oder Gott als ein persönliches Wesen zu denken. Er antwortet, unsere Pflicht sei weder Gottes Persönlichkeit zu bejahen noch sie zu leugnen; unsere Pflicht sei nur, uns demütig den festgestellten Grenzen unseres Erkennens zu fügen und nicht gegen sie zu rebellieren. Es sei ja gar nicht so, dass die Wahl liege zwischen Persönlichkeit und etwas Niedrigerem als Persönlichkeit; es sei vielmehr sehr leicht möglich, dass es eine Daseinsform gäbe, die ebenso hoch über Intelligenz und Willen stehe als diese über mechanischer Bewegung. Spencer giebt in der That zu, dass wohl eine innere Notwendigkeit die Menschen immer wieder dazu treiben werde, für das absolute Wesen bestimmte Formen zu finden; und darin liege nichts Unberechtigtes, sofern wir uns nur bewusst bleiben, dass diese Formen immer nur Symbole sind, die dem, was sie bezeichnen sollen, absolut unähnlich sind. Die beständige Neubildung solcher Symbole und deren ebenso beständige Verwerfung als unzureichender Phantasien werde in der That dazu dienen, in uns das Bewusstsein des un-

ermesslichen Gegensatzes zwischen dem Bedingten und dem Bedingungslosen wach zu halten.

26. Wenn der erste Abschnitt der „First Principles" der philosophischen Erkenntnis die Grenzen absteckt, über die sie nicht hinaus kann und sie sozusagen negativ definiert, so beginnt der zweite Abschnitt mit der positiven Frage: Was ist Philosophie? Alle Antworten, die seit alter Zeit auf diese Frage gegeben worden sind, enthalten bei allem Widerstreit doch ein gemeinsames Element: die Philosophie hat es nicht mit Einzelerkenntnissen, sondern nur mit Erkenntnis von der allerhöchsten Allgemeinheit zu thun. Und verbinden wir damit die weitere Einsicht, dass, wie zwischen wissenschaftlichen Wahrheiten höheren und niedrigeren Grades, so auch zwischen diesen und den philosophischen Wahrheiten kein Wesens-, sondern nur ein Gradunterschied besteht, so kommen wir zu der allgemeinen Definition: Wissenschaft ist teilweise vereinheitlichte, Philosophie vollkommen vereinheitlichte Erkenntnis.

Wie kommen wir nun zu dieser Vereinheitlichung? Spencer weist vor allem auf eine Wahrheit hin, die er auch sonst, besonders in seiner Verteidigung des Realismus den Idealisten gegenüber, betont. Er zeigt, wie diese Denker der Ansicht huldigen, es sei möglich und es sei ihnen gelungen, von irgend einer oder auch von mehreren anerkannten einfachen Thatsachen auszugehn und nichts vorauszusetzen als eben nur diese Thatsache und, darauf fussend, Sätze zu beweisen und zu widerlegen, Sätze aber, die in Wahrheit in denen, von denen sie ausgehn, implicite schon mitbehauptet sind. Eine solche Isolierung der Gedanken sei unmöglich, vielmehr enthalte jeder Gedanke bereits ein System von Gedanken und stehe mit andern Gedanken wie das Glied eines Körpers mit andern Gliedern in organischen Verbindungen, innerhalb deren allein er funktionieren könne. Spencer zeigt des nähern, wie z. B. das in jedem Denken liegende Bewusstsein von Gleichheit

die Kategorien Quantität, Zahl, Grenze, Verschiedenheit etc. einschliesst.

Da uns so ein Blick auf unser Denkvermögen zeigt, dass es auf Grundlage bestimmter, organisch verbundener, fest gewurzelter Vorstellungen ruht, deren es sich nicht entledigen kann, so gilt es, diejenigen, die ganz unumgänglich notwendig sind, herauszugreifen; beim Suchen nach ihnen leitet uns die Denknotwendigkeit als Kriterium. Um dann die Gültigkeit dieser Annahmen zu beweisen, die wir vorläufig als wahr hinnehmen, müssen wir zeigen, dass alle übrigen Aussagen des Bewusstseins mit ihnen übereinstimmen. Denn das ist der einzige Weg, eine Annahme zu rechtfertigen, dass wir zeigen, dass zwischen den Erfahrungen, die sie uns vorauszusetzen veranlasst, und der thatsächlichen Erfahrung Uebereinstimmung herrscht. Die Vereinheitlichung der Erkenntnis — das Ziel der Philosophie — ist also erreicht, wenn die Uebereinstimmung gewisser fundamentaler Intuitionen mit allen andern Aussagen des Bewusstseins nachgewiesen wird. Es gilt nun diese Intuitionen zu suchen.

27. Da tritt uns vor allem der Satz entgegen: es giebt Uebereinstimmungen und Nichtübereinstimmungen und sie sind uns erkennbar. Das Bewusstsein ist der kompetente Richter über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit seiner Zustände. Ohne diese Annahme kämen wir im philosophischen Raisonnement keinen Schritt weiter. Die Aufgabe der Philosophie ist es, überall Einheit und Uebereinstimmung zu suchen, und das setzt notwendig die Gültigkeit der Bewusstseinsfunktionen voraus, durch die die Dinge als ähnlich und unähnlich aufgefasst werden. Wenn ein Bewusstsein von Gleichheit und Verschiedenheit in uns fortdauert, so ist dies eben für uns die höchste Bürgschaft dafür, dass Gleichheit und Verschiedenheit existieren; denn wir verstehn in der That unter Gleichheit oder Verschiedenheit nichts anderes als ein fortdauerndes Bewusstsein von ihnen.

Das ist der fundamentale Denkprozess.

Da aber ferner die Vereinheitlichung der Erkenntnis sich nur dadurch bewirken lässt, dass gezeigt wird, wie ein oberster Satz sämtliche Resultate der Erfahrung in sich einschliesst und bekräftigt, so muss offenbar dieser oberste Satz, dessen Uebereinstimmung mit allen andern nachzuweisen ist, ein Stück Erkenntnis ausdrücken und nicht nur die Gültigkeit eines Erkenntnisaktes. Wir brauchen also ein fundamentales Denkprodukt, d. h. es muss auch ein Resultat, zu dem der fundamentale Denkprozess geführt hat, vorausgesetzt werden. Dieses Datum des Bewusstseins muss eine Darstellung von Uebereinstimmungen und Nichtübereinstimmungen sein, die allgemeiner ist als jede andere. Es muss eine Thatsache ausdrücken, im Verhältnis zu der alle andern Gleichheiten und Verschiedenheiten untergeordnet erscheinen.

Wenn Erkennen dasselbe ist wie Klassifizieren oder Zusammenordnen des Gleichen und Trennen des Ungleichen, und wenn die Vereinheitlichung der Erkenntnis so zu stande kommt, dass die kleinern Klassen von Erfahrungen in grössere und diese in noch grössere eingereiht werden, dann muss der Satz, der die Erkenntnis vereinheitlicht, der Art sein, dass er den Gegensatz zwischen den zwei letzten Klassen von Erfahrungen, in die alle übrigen aufgehn, ausdrückt.

Alle uns bekannten Kundgebungen des Unerkennbaren zerfallen in zwei grosse Massen, in lebhafte und schwache Kundgebungen. Beide Arten sind von einander getrennt, hängen aber unter sich zusammen und laufen nebeneinander her. Die starken oder — mit Humeschem Ausdruck — die Impressionen gehn den schwachen, den Ideen, voran, die von ihnen abhängig sind. Die Bedingungen, unter denen beide Arten auftreten, gehören für jede Art zur gleichen Art, wie sie selbst, wobei sich aber ein wichtiger Unterschied ergiebt. Die schwachen Kundgebungen haben immer erkennbare Vorläufer; wir können sie ins Dasein rufen durch

Herstellung ihrer Bedingungen. Die Bedingungen für die starken Kundgebungen dagegen sind häufig versteckt und liegen gleichsam ausser der Reihe.

Damit sind wir zu dem durchgreifendsten Unterschied zwischen den Kundgebungen des Unerkennbaren gelangt, der als Antithese von Objekt und Subjekt, Ich und Nichtich, Selbst und Nichtselbst immer das Hauptthema der Philosophie war. Die Scheidung in Objekt und Subjekt ist das Resultat des fundamentalen Denkprozesses, der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen den Bewusstseinszuständen konstatiert. Eben weil wir fortwährend erfahren, dass im Gegensatz zu den schwachen Kundgebungen die Bedingungen für die lebhaften häufig nicht aufgefunden werden können, drängt sich uns die unwiderstehliche Ueberzeugung auf, dass die Bedingungen für das Auftreten dieser Kundgebungen ausserhalb des Stromes der lebhaften Kundgebungen liegen. Und dies erfüllt uns mit einem unbestimmten Bewusstsein von einem schrankenlos ausgedehnten Gebiet eines Seins, das sowohl von den schwachen Offenbarungen des Ichs als den lebhaften des Nicht-Ichs getrennt ist.

28. Spencer macht sich dann weiter daran, gewisse allgemeinste Formen, in denen die Kundgebungen des Unerkennbaren erfolgen, gewisse Grundbedingungen, unter denen die Realität sich uns darstellt, zu erörtern und vor allem zu untersuchen, welche Art von Realität wir ihnen zuschreiben können.

Nachdem unser Philosoph darauf hingewiesen hat, wie Wirklichkeit für uns Fortdauer im Bewusstsein bedeutet, führt er aus, dass also das Resultat dasselbe bleibt, ob nun das, was wir wahrnehmen, das Unerkennbare selbst oder eine Wirkung ist, die dasselbe unabänderlich auf uns ausübt. Wenn eine Macht, deren Natur jenseits des Vorstellens liegt, unter den durch unsere Beschaffenheit gegebenen gleichbleibenden Bedingungen stets einen gewissen

Bewusstseinszustand erzeugt, und wenn dieser Zustand ebenso fortdauert, wie es diese Macht thun würde, sofern sie ins Bewusstsein träte, dann ist auch die Wirklichkeit in dem einen wie in dem anderen Sinn gleich vollständig.

Wir besitzen also ein unbestimmtes Bewusstsein von einer absoluten ausser allen Beziehungen stehnden Wirklichkeit, erzeugt durch die absolute Fortdauer in uns von Etwas, das jeden Wechsel der Beziehungen überlebt; und wir haben ein bestimmtes Bewusstsein von relativer Wirklichkeit, das unter der einen oder andern seiner Formen unaufhörlich in uns fortdauert, unter jeder Form solange, als die Bedingungen für sie erfüllt sind. Diese relative Wirklichkeit ist, da sie beständig in uns fortdauert, ebenso wirklich für uns, wie die absolute Wirklichkeit es sein würde, wenn sie unmittelbar erkannt werden könnte. Da das Denken nur in Beziehungen möglich ist, kann die relative Wirklichkeit als solche nur in Beziehung zu einer absoluten begriffen werden, und die zwischen beiden bestehnde Beziehung ist, weil sie in unserem Bewusstsein absolut fortdauert, in demselben Sinne wirklich, wie es die durch sie verbundenen Begriffe sind.

Den wissenschaftlichen Grundbegriffen, als da sind Raum, Zeit, Stoff, Bewegung und Kraft, kommt nun nur eine solche relative Wirklichkeit zu. Sie bilden sich aus fortdauernden Eindrücken, die das fortdauernde Erzeugnis einer fortdauernden Ursache sind. In praktischer Beziehung haben sie deshalb dieselbe Bedeutung für uns, wie die Ursache selbst, und wir können mit ihnen genau so verfahren, als ob sie absolute Wirklichkeiten wären. In ihrer theoretischen Würdigung aber dürfen wir ihren relativen Charakter nie vergessen; sobald wir argumentieren, als ob ihnen absolute Wirklichkeit zukäme, sieht sich unsere Vernunft sofort zu widerstreitenden Behauptungen, sogenannten Antinomien, hingetrieben.

Raum und Zeit sind das Abstractum von allen Beziehungen der Gleichzeitigkeit und der Folge. Materie ist

ein Begriff von gleichzeitigen Lagen, die Widerstand leisten; der Begriff der Bewegung endlich ist der einer Anzahl von koexistierenden Stellungen, die aufeinander folgen. Er enthält die drei vorhergehnden Begriffe in sich. Alle diese Begriffe weisen auf einen Urgrund zurück; sie sind nämlich alle ableitbar aus Erfahrungen von Kraft. Diese selbst bilden einen unzerlegbaren Bewusstseinsinhalt, in den sich alle übrigen zerlegen lassen. Die Kraft aber, die seinen Inhalt bildet, ist nicht identisch mit dem Prinzip, das sich uns durch die Erscheinungen kundgiebt; sie ist nur eine gewisse bedingte Wirkung der bedingungslosen Ursache. Sie ist eine relative Wirklichkeit, die auf eine sie unmittelbar erzeugende absolute Wirklichkeit hinweist.

29. Spencer geht dann im Verfolg seiner Aufgabe der Vereinheitlichung der Erkenntnis zur Erörterung einer Reihe ursprünglicher Wahrheiten über, die alle einen Charakter eigentümlicher Gewissheit besitzen, kurz gesagt physikalische Axiome sind.

Der Stoff ist unzerstörbar. Dieser Satz ist ein Fundament der Wissenschaft, die ohne seine Gültigkeit nicht möglich wäre. Obwohl ursprünglich infolge einer noch nicht genügend fortgeschrittenen Entwicklung des Geistes für einen Irrtum angesehn, giebt es für ihn doch eine höhere Bürgschaft als die der bewussten Induktion. Die Form unseres Denkens macht es uns unmöglich, Erfahrungen vom Uebergang des Stoffes in die Nichtexistenz zu haben, da solche Erfahrungen die Erkenntnis einer Beziehung in sich schlössen, deren eines Glied im Bewusstsein nicht vorstellbar wäre. Die Unzerstörbarkeit des Stoffes ist im eigentlichen Sinn eine Wahrheit a priori. Zugleich erhellt aber, dass sie aus der noch tieferen Wahrheit der Unzerstörbarkeit der Kraft deduziert werden kann; denn unser Normalmafsstab für den Stoff ist die Kraft.

Eine allgemeine apriorische Wahrheit derselben Art ist die, dass die Bewegung fortdauert. Sie gelangt in

Ausdrücken der Kraft zu unserer Kenntnis. Die Kraft aber, auf die die Bewegung hinweist, lässt sich im Denken absolut nicht unterdrücken. Wir kommen damit zu dem Satz, dass die Kraft fortbesteht. Es ist dies in der That die einzige Wahrheit, die über alle Erfahrung hinausgeht, weil sie eben aller Erfahrung zu Grunde liegt; für sie kann es keinen induktiven Beweis geben. Die Kraft, deren Fortbestehn wir behaupten, ist nun nicht die Kraft, deren wir in unsern Muskelanstrengungen unmittelbar bewusst werden; diese besteht nicht fort. Sie ist vielmehr jene absolute Kraft, von der wir ein unbestimmtes Bewusstsein haben, als von einem notwendigen Correlat der Kraft, die wir erkennen. Unter Fortbestehn der Kraft verstehn wir somit in Wirklichkeit: das Fortbestehn einer Ursache, die unser Erkennen und Vorstellen übersteigt, oder mit andern Worten, wir behaupten damit eine bedingungslose Realität ohne Anfang und Ende.

Als Correlarien der Beständigkeit der Kraft entwickelt Spencer dann noch folgende Sätze. Da keine Kraft aus Nichts entstehn noch in Nichts vergehn kann, so müssen auch die Beziehungen zwischen den Kräften fortbestehn. Ferner folgt, dass sich die eine Kraft in eine aequivalente Quantität der andern umformen lässt, und dass die Kräfte gleichwertig sind.

Wir sind weiter gezwungen, uns alle Dinge als aus einander anziehnden und abstossenden Teilchen zusammengesetzt zu denken. Und aus dieser durch die Form unseres Denkens bedingten Annahme universell koexistierender Kräfte der Anziehung und Abstossung folgen gewisse Gesetze über die Richtung jeder Bewegung. Jede Bewegung erfolgt längs der Linie der stärkeren Anziehung, des geringsten Widerstandes oder ihrer Resultante. Und endlich ist der Rhythmus ein notwendiges Merkmal aller Bewegung, das gleichzeitige Vorhandensein von entgegengesetzten Kräften allerorts vorausgesetzt.

Bilden nun die so gewonnenen Wahrheiten jene allgemeinste Synthese, die die Philosophie fordert? Geben sie eine Vorstellung vom Kosmos, von der Totalität aller Manifestationen des Unerkennbaren? Darauf antwortet Spencer mit Nein. Die erörterten Sätze sind zwar alle universelle Wahrheiten, die von allen konkreten Erscheinungen gelten. Aber weder sie noch irgend welche andern Wahrheiten gleicher Art können jene Einheitserkenntnis liefern, die die Philosophie sucht. Sie können nicht mehr sein als blosse Bausteine für sie; denn sie sind lauter analytische Wahrheiten, d. h. Wahrheiten, die man durch Zerlegen der Phaenomene in ihre Elemente gewonnen hat. Und keine analytischen Wahrheiten können zu jener Synthese des Denkens führen, die allein die Synthese der Dinge interpretieren kann. Wir haben in ihnen nur die Gesetze der einzelnen Faktoren und suchen das Gesetz des Zusammenwirkens dieser Faktoren. Wir suchen eine Formel, die das, was allen Teilerscheinungen des Weltprozesses gemeinsam ist, ausdrückt und die Frage beantwortet: Was ist das gemeinsame Element in der Geschichte aller konkreten Phaenomene?

Die Grundelemente aller konkreten Phaenomene sind aber Materie und Bewegung. Das gesuchte Gesetz muss daher — das folgt apriori — ein Gesetz sein, das die Formel giebt für die beständige Andersverteilung von Materie und Bewegung, die den Weltprozess ausmacht, in dem es keine absolute Ruhe und Dauer giebt, wie schon der alte Philosoph in seinem πάντα ῥεῖ richtig erkannt hat. In der Geschichte jeder Existenz nun vom Augenblicke an, wo sie aus dem Nichtwahrnehmbaren hervortritt, bis zu dem Augenblick, da sie in dasselbe zurückkehrt, können wir zwei entgegengesetzte Prozesse unterscheiden. Sie entsteht für uns dadurch, dass sich ihre Bestandteile, die sich früher in einem zerstreuten Zustand befanden, zu einem Ganzen sammeln, indem die Materie konzentriert wird, und die einzelnen Teile ihre unabhängige Bewegung ver-

lieren; und sie vergeht dadurch, dass sie sich wieder in ihre Bestandteile auflöst, indem Bewegung absorbiert und die Materie zerstreut wird. Hier haben wir das allgemeine Gesetz der Andersverteilung von Materie und Bewegung — sie ist überall entweder Integration oder Disintegration. Diese zwei entgegengesetzten Prozesse laufen immer nebeneinander her, und das Resultat ist je nach dem Vorwiegen des einen oder des andern ein Differenzialfortschritt entweder zur Integration oder zur Disintegration. Im ersten Fall spricht man von Entwicklung, unter der also immer zu verstehn ist: Integration von Materie und Abgabe von Bewegung, im zweiten von Auflösung, was immer bedeutet: Aufnahme von Bewegung und Disintegration von Materie.

30. Entwicklung ist nun zwar immer Integration der Materie und Zerstreuung von Bewegung; sie ist das aber selten allein. Sie ist gewöhnlich von sekundären Andersverteilungen von Materie und Bewegung begleitet. Besteht sie nur aus Integration von Materie und aus Zerstreuung von Bewegung, so nennen wir sie einfach; treten sekundäre Andersverteilungen hinzu, so nennen wir sie zusammengesetzt. Einfach ist die Entwicklung da, wo wie z. B. bei Krystallisationen der Prozess der Konzentration plötzlich vor sich geht; zusammengesetzt, wo wie in organischen Wesen der Prozess der Konzentration ein langsamer, die zurückbehaltene Bewegung relativ gross und doch ein solcher Grad von Kohaesion vorhanden ist, dass die durch Einwirkung äusserer Kräfte hervorgerufenen sekundären Abänderungen sich fixieren können. Nachdem Spencer so vorläufig diesen allgemeinen und unbestimmten Begriff der Entwicklung gewonnen hat, macht er sich daran, ihn auf dem Weg einer alle Seinsgebiete umfassenden Induktion näher zu bestimmen. Die erste dieser Bestimmungen, die den wesentlichen Charakterzug aller Entwicklung ausdrückt, lautet: Entwicklung ist ein Uebergehn aus einem zusammenhangloseren in einen

mehr zusammenhängenden Zustand. Nach der Laplace-Kantschen Hypothese hat sich das Sonnensystem dadurch gebildet, dass ungeheure Nebelmassen sich zu festen Körpern konzentrierten. Die Geschichte der Erde, wie die Struktur ihrerKruste sie heute vor uns aufrollt,führt uns zurück zu einem geschmolzenen Zustand, aus dem sie sich consolidierte, indem sie durch Erkältung Bewegung abgab. Jede Pflanze wächst, indem sie Elemente in sich konzentriert, die früher als Gase in zerstreutem Zustand existierten, und jedes Tier wächst, indem es Elemente in sich konzentriert, die früher in umgebenden Pflanzen oder Tieren zerstreut existierten. Das soziale Leben bietet überall Beispiele fortschreitender Integration. Die Familien integrieren sich zu Stämmen, diese zu Nationen, und die Nationen allmählich zu grossen Konföderationen mit Schiedsgerichten und Kongressen. Dem gleichen Prozess der Integration begegnen wir in den Produkten des menschlichen Geistes, in Kunst, Sprache, Wissenschaft u. s. w.

Aber die Entwicklung besteht nur selten ausschliesslich aus diesem primären Prozess; sie ist meist zugleich ein Uebergang von einem mehr Gleichartigen zu einem weniger Gleichartigen. Während die Masse sich integriert, differenzieren sich ihre Teile. Das jetzige Sonnensystem ist viel ungleichartiger als die Nebelmasse, aus der es sich entwickelt hat. Die Erde war ursprünglich eine gleichartige, glühende Masse; jetzt bietet sie den Unterschied zwischen der erkalteten Kruste und dem glühnden Kern und auf der Kruste selbst alle die Ungleichartigkeiten der Hebungen und Senkungen, des Klimas, des Wassers und des Landes u. s. w. Der Organismus geht vom einfachsten Keim zur grössten Mannigfaltigkeit der Formen und Organe über, und die heutige Flora und Fauna sind, wie die Palaeontologie nachweist, viel mannigfaltiger und verwickelter als die der Urwelt. Das zuerst mehr homogene Menschengeschlecht teilt sich in heterogene Rassen, und diese in Nationen. Im sozialen Leben fassen wir die

hierher gehörenden Erscheinungen als Arbeitsteilung zusammen, die mit der Entwicklung der Zivilisation immer weiter vorwärts schreitet. Nicht weniger charakterisiert dieser Uebergang aus der Homogeneität zur Heterogeneität die Entwicklung aller Produkte des menschlichen Geistes. Die Sprache als Ganzes hat immer weitere Redeteile und mehr Wörter hervorgebracht; und aus dem gleichen Sprachstamm entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit von Sprachen. Schrift, Malerei und Skulptur haben sich erst allmählich von einander differenziert, und ebenso haben Poesie, Musik und Tanz eine gemeinsame Wurzel. Den gleichen Prozess einer Umformung von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit weisen Literatur, Wissenschaft, Architektur, Drama und Kleidung in allen ihren Stadien auf. Entwicklung ist also definierbar als ein Uebergang aus einer unzusammenhängenden Gleichartigkeit zu einer zusammenhängenden Ungleichartigkeit, der die Zerstreuung von Bewegung und die Integration von Materie begleitet.

Aber auch diese Begriffsbestimmung ist noch nicht erschöpfend. Denn sie schliesst nicht alles ein, was Entwicklung charakterisiert, und nicht alles aus, was nicht Entwicklung ist. Den Uebergang von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit muss ein Uebergang vom Unbestimmten zum Bestimmten begleiten. Indem in einem sich entwickelnden Aggregat an die Stelle der Einfachheit Mannigfaltigkeit tritt, werden die Teile nicht nur unähnlicher, sondern zugleich auch schärfer gegen einander abgegrenzt. An Stelle der Verwirrung tritt überall Ordnung. Man denke an die bestimmte Struktur des Sonnensystems. Die feste Erde ist in ihren Teilen bestimmter und beständiger als die feuerflüssige. In Pflanzen und Tieren scheiden sich die Organe immer bestimmter und schärfer von einander ab. Im wandernden Stamm von Wilden, der kein festes Heim und keine feste innere Organisation hat, sind die gegenseitigen Beziehungen der Teile viel weniger bestimmt als in der hochentwickelten Nation. Und das gleiche gilt

dass Wirkung und Gegenwirkung gleich sind, von ihnen verschieden beeinflusst. Die Kraft selbst differenziert sich, wird heterogener und wirkt wie ein Bündel unähnlicher Kräfte, die dann ihrerseits wieder immer zahlreichere und unähnlichere Reaktionen erleiden. Je heterogener das Aggregat ist, desto mannigfaltiger sind die Wirkungen, die eine auf dasselbe wirkende, einfache Ursache hervorruft.

Warum entsteht aber nicht eine chaotische Ungleichartigkeit statt der geordneten Ungleichartigkeit? Was ist die Ursache der lokalen Integration, die überall die lokale Differenzierung begleitet, jener allmählich sich vervollkommnenden Sonderung gleicher Einheiten zu einer Gruppe, die sich deutlich von den benachbarten Gruppen abhebt? Um das zu erklären, muss als dritte Ursache das Gesetz von der Aussonderung des Gleichartigen herangezogen werden. Ein und dieselbe Kraft wirkt in gleicher Weise auf das, was einander ähnlich ist, in ungleicher Weise auf das, was einander unähnlich ist; sie wird daher in Einheiten, die einander ähnlich sind, ähnliche Bewegungen hervorrufen, und in Einheiten, die einander unähnlich sind, unähnliche; und das Resultat wird Ausscheidung und Gruppierung sein. Spencer weist das Wirken dieser drei Corollarsätze vom Fortbestehn der Kraft auch in einer umfassenden Induktion als überall auf dem Kosmos manifestiert nach.

32. Nun drängt sich natürlich die Frage auf: Wird dieser Prozess der Entwicklung ins Unendliche fortdauern, oder lässt sich eine bestimmte Grenze für ihn festsetzen? Die Antwort ist: die Entwicklung führt überall notwendig zu einem Gleichgewichtszustand. Diesen Schluss drängt uns sowohl die Beobachtung der konkreten Entwicklungsprozesse als eine abstrakte Erwägung der Frage auf. Wir haben gesehn, dass alle Entwicklung begleitet ist von einer Zerstreuung von Bewegung; und daraus folgt, dass schliesslich ein Zustand folgen muss, in dem keine Bewegung mehr abgegeben werden kann, und die Entwick-

gesetzt sind und deshalb notwendig von ihnen verschieden modifiziert werden. Das Gleichgewicht, in dem sich irgend ein homogenes Aggregat befindet, ist immer labil, d. h. wird immer durch das Hinzutreten irgend einer neuen, wenn auch noch so kleinen Kraft über den Haufen geworfen. In einem absolut stabilen Gleichgewicht könnte nur eine Homogeneität verharren, die aus Kraftmittelpunkten von absolut gleichem Wirkungsvermögen und von absolut gleichförmiger Verteilung im unbegrenzten Raum bestünde. Diese Voraussetzung lässt sich aber in Gedanken gar nicht wiedergeben, weil eben unbegrenzter Raum nicht vorstellbar ist. Alle endlichen Formen des Gleichartigen aber, alle Formen, die wir erkennen und begreifen können, müssen unvermeidlich in Ungleichförmigkeit übergehn. Das wird auf dreifache Weise durch das Fortbestehn der Kraft notwendig gemacht. Einmal muss jede Einheit eines gleichartigen Ganzen durch die Gesamtwirkung der übrigen anders beeinflusst werden als jede andere. Zweitens muss irgend eine von aussen einwirkende Kraft, selbst wenn sie in Stärke und Richtung durchaus gleichförmig wäre, schon deshalb die einzelnen Einheiten verschieden beeinflussen, weil schon die Kraft, die das Aggregat auf jede seiner Einheiten ausübt, auch nicht in zwei Fällen in Stärke und Richtung durchaus gleichförmig ist. Und jede einwirkende äussere Kraft muss drittens schon deshalb in einem gleichartigen Aggregat verschiedene Wirkungen hervorrufen, weil dessen einzelne Teile in Bezug auf sie verschiedene Lage haben und deshalb unmöglich von ihr gleich stark und in gleicher Richtung getroffen werden können.

Eine zweite der Zeit nach sekundäre, aber sehr wichtige Ursache der zunehmenden Ungleichartigkeit ist „die Vervielfältigung der Wirkungen“. Die Wirkung ist immer komplizierter als die Ursache. Eine Kraft, die auf ein bereits heterogenes Aggregat einwirkt, beeinflusst seine verschiedenen Teile verschieden und wird nach dem Axiom,

dass Wirkung und Gegenwirkung gleich sind, von ihnen verschieden beeinflusst. Die Kraft selbst differenziert sich, wird heterogener und wirkt wie ein Bündel unähnlicher Kräfte, die dann ihrerseits wieder immer zahlreichere und unähnlichere Reaktionen erleiden. Je heterogener das Aggregat ist, desto mannigfaltiger sind die Wirkungen, die eine auf dasselbe wirkende, einfache Ursache hervorruft.

Warum entsteht aber nicht eine chaotische Ungleichartigkeit statt der geordneten Ungleichartigkeit? Was ist die Ursache der lokalen Integration, die überall die lokale Differenzierung begleitet, jener allmählich sich vervollkommnenden Sonderung gleicher Einheiten zu einer Gruppe, die sich deutlich von den benachbarten Gruppen abhebt? Um das zu erklären, muss als dritte Ursache das Gesetz von der Aussonderung des Gleichartigen herangezogen werden. Ein und dieselbe Kraft wirkt in gleicher Weise auf das, was einander ähnlich ist, in ungleicher Weise auf das, was einander unähnlich ist; sie wird daher in Einheiten, die einander ähnlich sind, ähnliche Bewegungen hervorrufen, und in Einheiten, die einander unähnlich sind, unähnliche; und das Resultat wird Ausscheidung und Gruppierung sein. Spencer weist das Wirken dieser drei Corollarsätze vom Fortbestehn der Kraft auch in einer umfassenden Induktion als überall auf dem Kosmos manifestiert nach.

32. Nun drängt sich natürlich die Frage auf: Wird dieser Prozess der Entwicklung ins Unendliche fortdauern, oder lässt sich eine bestimmte Grenze für ihn festsetzen? Die Antwort ist: die Entwicklung führt überall notwendig zu einem Gleichgewichtszustand. Diesen Schluss drängt uns sowohl die Beobachtung der konkreten Entwicklungsprozesse als eine abstrakte Erwägung der Frage auf. Wir haben gesehn, dass alle Entwicklung begleitet ist von einer Zerstreuung von Bewegung; und daraus folgt, dass schliesslich ein Zustand folgen muss, in dem keine Bewegung mehr abgegeben werden kann, und die Entwick-

lung innehalten muss. Der Stillstand tritt ein, wenn sich die Kräfte, denen alle Teile eines Aggregates ausgesetzt sind, und die Kräfte, die sie selbst ihnen entgegensetzen, ausgeglichen haben. Auf dem Weg zum absoluten Gleichgewicht passiert ein Aggregat oft durch den Zustand eines beweglichen Gleichgewichts, wobei das Ganze zur Ruhe gekommen ist, während die innere Bewegung seiner Teile so fortdauert, dass ihre Oscillationen sich kompensieren. Aber jedes solche bewegliche Gleichgewicht hat eine Tendenz, zum absoluten Gleichgewicht überzugehn; denn das Wirken der äussern Kräfte hört nie ganz auf. Eine gute Illustration eines beweglichen Gleichgewichts bietet das Sonnensystem, in dem jede Bewegung durch eine Bewegung entgegengesetzter Natur aufgewogen wird. Aber auch dieses beinahe vollkommene System eines beweglichen Gleichgewichts muss schliesslich in absolutes Gleichgewicht übergehn: die Bewegung der Planeten wird abnehmen, und allmählich werden alle die kleineren Klumpen sich wieder zu einer ungeheuren Masse ansammeln. Auch für die Menschheit wird ein Zustand kommen, in dem zwischen den innern Kräften, die wir Gefühle nennen, und den äussern Kräften, auf die sie reagieren, völliges Gleichgewicht hergestellt ist. Die menschliche Natur wird sich dann zur völligen Harmonie mit ihrer natürlichen und sozialen Umgebung durchgearbeitet haben, und ein Zustand höchster Vollkommenheit und grössten Glückes wird erreicht sein.

33. Wenn nun ein sich entwickelndes Aggregat diesen Gleichgewichtszustand erreicht hat, in dem seine Teile keiner andern Neuanordnung mehr fähig sind, dann beginnt notwendig der umgekehrte Prozess der Auflösung. Das folgt aus dem fortgesetzten Wirken der äussern Kräfte; denn ist das Gleichgewicht erreicht, so ist ja keine Kraft mehr übrig, um diesen äussern Kräften Widerstand zu leisten. Die Auflösung, die, wie wir sahen, aus einem Aufnehmen von Bewegung und einem Zerstreuen von Ma-

terie besteht, ist ein gleich universeller Prozess wie der der Entwicklung. Die Erscheinungen der Astronomie, der Geologie und der Chemie nicht weniger, als die Geschichte der menschlichen Gesellschaft sowie der einzelnen Individuen zeigen, wie die Entwicklung, wenn sie auf ihrem höchsten Punkt angelangt ist, immer in Auflösung übergeht.

Und nun kommt die Schlussfrage: Müssen wir uns also als das Ende aller Dinge einen grenzenlosen Raum denken, der hie und da von erloschenen Sonnen bevölkert ist, die in ewiger Unbeweglichkeit erstarrt sind? Wird die Entwicklung als Ganzes mit universellem Tod endigen? Auf eine solch spekulative Frage ist nur eine spekulative Antwort möglich, und sie wird verneinend ausfallen. Denn wenn wir unsern Induktionen weiter folgen, müssen wir zu dem Schluss kommen, dass auf einen allgemeinen Tod neues allgemeines Leben folgen wird. Aus dem Grundsatz vom Fortbestehn der Kraft folgt, dass die Bewegung nie aufhören kann. Die Bewegung, deren Zerstreuung zum relativen Gleichgewicht geführt hat, ist ja nicht verschwunden, sondern nur umgestaltet, und der Gedanke drängt sich auf, dass die universelle Koexistenz von anziehnden und abstossenden Kräften, die in allen einzelnen Veränderungen einen Rhythmus erzeugt, auch einen Rhythmus in der Totalität der Veränderungen notwendig macht. Dieser Rhythmus würde bestehn aus unendlichen Perioden, in denen die anziehnden Kräfte überwiegen und universelle Konzentration erzeugen, und in gleich unendlichen Perioden, während deren die abstossenden Kräfte vorwiegen und universelle Zerstreuung hervorrufen: mit anderen Worten aus abwechselnden Perioden der Entwicklung und Auflösung. Und damit taucht das Bild einer Vergangenheit vor uns auf, während deren successive Entwicklungen analog der jetzt vor sich gehnden stattfanden, und einer Zukunft, während deren successive andere derartige Entwicklungen stattfinden mögen, Entwicklungen, die immer dieselben sind im Prinzip, aber nie dieselben in ihren konkreten Resultaten.

Diese spekulative Betrachtung führt uns dazu, in der sichtbaren Welt nicht länger etwas isoliertes zu sehn. Wir können ihr keinen Anfang und kein Ende zuschreiben. Sie ist nur eine Episode in dem ewigen Drama des Weltprozesses, in dem die unendliche Kraft, deren Offenbarung das Universum ist, sich unendlich bethätigt.

34. Spencer hält es für geraten, zum Schluss dieses interessanten Werkes, das wir in grossen Zügen an uns vorüberziehn liessen, noch einmal an die Wahrheit zu erinnern, von der er ausgegangen ist, an die Wahrheit, dass das Absolute ein Unerkennbares ist, und dass es daher für uns auch keine absolute, sondern nur eine relative Notwendigkeit, eine Notwendigkeit für unsere Gedanken geben kann. Er betont den relativen Charakter seiner Philosophie, um dem Missverständnis vorzubeugen, als ob seine Lehre dogmatischer Materialismus sei. Er hat, wie wir sehn, versucht, alle Erscheinungen in Ausdrücken von Kraft, Stoff und Bewegung wiederzugeben, und das giebt seiner Philosophie eine für den oberflächlichen Beobachter verblüffende Aehnlichkeit mit dem Materialismus. Aber auch nur für den oberflächlichen Beobachter! Wer nur einigermassen in den Geist seiner Philosophie eingedrungen ist, muss diese Auffassung sofort als Missverständnis erkennen und zwar als ein Missverständnis, das eigentlich schon seine eingehnde Lehre vom Unerkennbaren hätte unmöglich machen sollen. Denn für den Materialismus giebt es eben kein solches Unerkennbares! Spencer erklärt den ganzen lauten Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus für einen blossen Wortstreit. Beide wollen erkennen, was niemand erkennen kann. Wir können die Welt je nach unserm Ausgangspunkt in spiritualistischen oder in materialistischen Ausdrücken interpretieren. Das bleibt sich gleich; wir haben es doch in beiden Fällen nur mit Symbolen zu thun und nicht mit der unerkennbaren Realität, die beiden zu Grunde liegt. „Die tiefsten Wahrheiten, sagt

Spencer, drücken nur die umfassendsten Gleichförmigkeiten in unserer Erfahrung von den Beziehungen zwischen Materie, Bewegung und Kraft aus, und Materie, Bewegung und Kraft sind nur Symbole der unbekannten Realität. Eine Macht, deren Natur uns immer unbegreiflich bleibt, und die wir weder in der Zeit noch im Raum begrenzt denken können, wirkt in uns gewisse Wirkungen. Diese Wirkungen haben gewisse Aehnlichkeiten unter sich, von denen wir die allgemeinsten unter den Namen Materie, Bewegung und Kraft zusammenfassen, und zwischen diesen Wirkungen bestehn gewisse Aehnlichkeiten der Verknüpfung, von denen wir die beständigsten als Gesetze von höchster Gewissheit zusammenfassen. Die Analyse reduziert diese verschiedenen Arten von Wirkungen auf eine Art Wirkung, und diese verschiedenen Arten von Gleichförmigkeit auf eine Art Gleichförmigkeit. Und das höchste Ziel der Wissenschaft ist es, alle Arten von Erscheinungen zu interpretieren als verschieden bedingte Manifestationen dieser einen Art Wirkung unter verschieden bedingten Moden dieser einen Art Gleichförmigkeit. Wenn die Wissenschaft das aber gethan hat, hat sie nur unsere Erfahrungen systematisiert, in keiner Weise jedoch die Grenzen unserer Erfahrung ausgedehnt. Wir können so wenig wie vorher sagen, ob diese Gleichförmigkeiten ebenso absolut notwendig sind, als sie für unser Denken relativ notwendig sind. Das Aeusserste, was für uns möglich ist, ist eine Interpretation des Weltprozesses, wie er sich unserm beschränkten Bewusstsein darstellt; wie sich aber dieser Prozess zum wirklichen Prozess verhält, können wir nicht begreifen und noch viel weniger wissen. . . . Die Interpretation aller Phaenomene in Ausdrücken von Materie, Bewegung und Kraft ist nur eine Reduktion unserer komplizierten Denksymbole auf die einfachsten Symbole: wenn aber die Gleichung auf ihre einfachsten Ausdrücke gebracht ist, bleiben die Symbole doch immer Symbole."

Drittes Kapitel.

Biologie und Psychologie.

Die Prinzipien der Biologie.

35. Gegenstand der „allgemeinen Philosophie", die wir im vorangehnden Kapitel dargestellt haben, sind jene allgemeinsten Generalisationen selbst, in denen die speciellen Phaenomene aller konkreten Wissenschaften ihre Auslegung finden; wo die besondern Wahrheiten der einzelnen Wissenschaften herangezogen werden, sollten sie nur jene allgemeinsten Wahrheiten erläutern und beweisen. In der „speciellen Philosophie", zu der wir uns nun wenden, liegt die Sache umgekehrt. Hier sind die allgemeinsten Wahrheiten nicht länger Gegenstand, sondern Werkzeug der Forschung. Sie werden nun als bewiesen vorausgesetzt und dazu benutzt, die besondern Wahrheiten der Biologie, der Psychologie, der Soziologie und der Ethik zu erläutern. Ist das vorangehnde Kapitel eine leidlich erschöpfende Zusammenfassung der ersten Prinzipien, so verbietet in den folgenden Kapiteln die Natur des Stoffes eine gleiche Behandlungsweise. Die Phaenomene der genannten Wissenschaften sind zu zahlreich und mannigfaltig, als dass wir Spencer auf allen seinen Versuchen, sie im Licht des Entwicklungsgesetzes zu interpretieren, folgen könnten. Wir wollen seinen Weg nur in allgemeinen Umrissen andeuten und dann bei speciellen Fragen, die für seine Weltanschauung von besonderer Wichtigkeit sind, etwas länger verweilen.

Die specielle Philosophie sollte in logischer Reihenfolge beginnen mit der Anwendung der ersten Prinzipien auf die Interpretation der unorganischen Natur. Wir haben

bereits gehört, warum Spencer diesen grossen Abschnitt übersprang und sich direkt der Auslegung der organischen Natur zuwandte.

Die zwei Bände der „Prinzipien der Biologie“ erschienen im Jahr 1867; sie wollen „die allgemeinen Wahrheiten der Biologie“ so darstellen, dass sie die Gesetze der Entwicklung illustrieren und durch sie erklärt werden, sie wollen sie auf die allgemeinen Gesetze, die für alle Phaenomene gelten, zurückführen und überall die Lebensprozesse in mechanischen Ausdrücken wiedergeben.

Biologie ist die Lehre vom Leben, und die erste Frage, die sie zu beantworten hat, lautet: Was ist Leben? Spencer hatte Leben schon zu Anfang der fünfziger Jahre im Anschluss an Schelling und Colderige als „Koordination von Handlungen“ definiert. Er arbeitet diese Theorie nun genauer aus, indem er auf eine wichtige Eigentümlichkeit der Lebenserscheinungen, die er früher übersehn hatte, Nachdruck legt. Das Lebendige unterscheidet sich von dem Toten dadurch, dass es auf Veränderungen in der Umgebung deutlich und bestimmt reagiert. Dies berücksichtigend, lautet seine Definition des Lebens nun: „Leben ist die bestimmte Kombination heterogener Veränderungen, sowohl gleichzeitiger wie successiver, in Uebereinstimmung mit äussern Gleichzeitigkeiten und Folgen“ oder kürzer: „Leben ist die beständige Anpassung innerer an äussere Beziehungen“. In dieser Definition liegt zugleich ein Massstab für den Entwicklungsgrad des Lebens, wie Spencer eingehnd nachweist. Das Leben ist um so höher entwickelt, je inniger die Uebereinstimmung zwischen den innern und äussern Beziehungen ist. Es wird einerseits immer komplexer und dauernder und entspricht auf der andern Seite immer zahlreichern und verwickeltern äussern Beziehungen. Das vollkommenste Leben wäre natürlich das, in dem zwischen äussern und innern Beziehungen vollkommene Uebereinstimmung herrschte.

Nachdem Spencer so definiert hat, was Leben ist, geht

er daran, die Generalisationen, die die Wissenschaft in Bezug auf dasselbe bereits festgestellt hat, auf jene allgemeinen Gesetze zurückzuführen, die für alle Veränderungen der Materie und Bewegung gelten. Wo ihm das gelingt, hat er in empirisch gewonnenen Wahrheiten den Charakter der Notwendigkeit nachgewiesen. Er erörtert so im einzelnen die Phaenomene des Wachstums, der individuellen Entwicklung, der Funktionen, der Kräfteausgabe und des Kräfteersatzes, der Anpassung, der Individualität, der Erzeugung, der Vererbung, der Variierung, der Klassifikation und der Verteilung.

Wir können hier Spencer nicht ins Detail folgen und wollen nur andeuten, dass er in den grossen Abschnitten über morphologische und physiologische Entwicklung eine schon von Goethe geahnte Wahrheit im einzelnen begründet. Er zeigt, wie die organischen Formen auf mechanischem Weg erklärbar sind als das notwendige Resultat der Wechselwirkung zwischen den Individuen und der Aussenwelt. Die biologische Entwicklung beginnt mit einem seiner Natur nach äusserst unbeständigen, homogenen Protoplasma; und Heterogeneität oder Vielförmigkeit kommt dadurch zu stande, dass organische wie unorganische Massen ihre verschiedenen Teile notwendig der Art wie Stärke nach verschiedenen Kräften ausgesetzt haben. Morphologische wie physiologische Verschiedenheit ist die direkte Folge der Verschiedenheit in der Einwirkung äusserer Kräfte.

36. Näher eingehn möchte ich auf Spencers Stellung zu dem Problem, das für uns und wohl für alle Zeiten aufs engste mit dem Namen Darwins verknüpft ist — ich meine das Problem der Entstehung der Arten. Keine Frage der Biologie ist von grösserm praktischen Interesse, und keine muss, je nachdem sie beantwortet wird, die ganze Lebensanschauung und Lebenshaltung tiefer beeinflussen. Die Frage giebt zugleich die Möglichkeit, Spencers Verhältnis zu Darwin ins rechte Licht zu setzen. Man hat Spencer

gerade in dieser Beziehung sehr viel Unrecht gethan. Man hat die Sache so dargestellt, als ob er nur ein Schüler Darwins sei — selbst ein Taine konnte sagen, Spencers Verdienst bestehe darin, Darwins Prinzipien auf die Phaenomene der Natur und des Geistes auszudehnen — als ob es ohne Darwins „Abstammung der Arten“ nie eine „synthetische Philosophie“ gegeben hätte. Das ist natürlich grundfalsch. Mit Darwins grosser Entdeckung, dem Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, hat Spencer eine weite Lücke in seiner Philosophie ausgefüllt; in ihren Grundzügen wäre sie aber dieselbe, wenn die Welt auch nie von Darwin gehört hätte.

Spencer hat, wie wir bereits im zweiten Kapitel kurz andeuteten, schon sieben Jahre vor dem Erscheinen „der Abstammung der Arten“ in einem Aufsatz, „The Development Hypothesis“ betitelt, entschieden zu dem dort behandelten Problem Stellung genommen. Sehn wir uns den Inhalt dieses interessanten Schriftchens nun etwas näher an.

Es stellt mit gewandter Dialektik die zwei einzig möglichen Theorien, die Schöpfungs- und die Entwicklungstheorie einander gegenüber. Wenn die Verteidiger der Schöpfungstheorie behaupten, dass wir in unserer Erfahrung kein solches Phaenomen wie Verwandlung der Arten kennen, und dass deshalb die Annahme, eine solche finde statt, unphilosophisch sei, so entgegnet ihnen Spencer: abgesehn davon, dass diese Behauptung anfechtbar scheint, lehrt unsere ganze Erfahrung uns auch nicht so etwas kennen wie Schöpfung einer Art. Wenn wir nun bedenken, dass es auf Erden ungefähr 10 Millionen Arten gegeben hat, so muss man doch fragen, ob es wahrscheinlicher ist, dass 10 Millionen verschiedener Schöpfungsakte sie hervorgebracht haben, oder dass sie ihren Ursprung einer natürlichen Entwicklung verdanken. Man könne den Prozess dieser Schöpfung auf keine Weise in Gedanken vollziehn, ohne in Absurditäten zu geraten; er sei undenkbar, seine Anhänger glauben nur, dass sie glauben. Ganz anders

stehe es mit der Entwicklungstheorie. Nicht nur lasse sie sich leicht als möglich begreifen; es sprechen auch viele Thatsachen für ihre Wirklichkeit. Dass Arten abändern, zeigt uns vor allem ein Blick auf die Kulturpflanzen, die Haustiere und die verschiedenen Menschenrassen. Hier zeigen nachweisbare Abkömmlinge derselben Stammeseltern oft grössere Unterschiede als die, auf die sonst Arten gegründet werden. Für Abänderung spreche weiter die Schwierigkeit, zwischen Varietät, Art und Gattung eine feste Grenze zu ziehn. Auf sie deute die Thatsache der täglichen Aenderungen in uns selbst hin, die durch gewohnheitmässige Ausübung oder Vernachlässigung bestimmter Funktionen in uns hervorgerufen werden. Auch die Embryologie zieht Spencer als Bundesgenossen heran und weist auf das Prinzip einer allgemeinen Stufenfolge in der Natur hin. Alle diese Momente hat später auch Darwin als Beweise für die Entwicklung der Arten angeführt. Wie kam sie nun zu stande?

Spencer glaubt in dem Wechsel der äussern Umstände die genügende Ursache für diese Abänderungen gefunden zu haben. Wenn Arten unter andere Lebensbedingungen gebracht werden, sehn wir sogleich gewisse Strukturveränderungen auftreten, die sie den neuen Bedingungen anpassen. Eine solche Veränderung der Lebensbedingungen ist aber beständig geschaffen worden durch die astronomischen, geologischen und meteorologischen Prozesse, deren Einfluss zwar nur langsam war, dafür aber auch Millionen von Jahren ununterbrochen fortdauerte.

37. Dieser Essay zeigt uns also Spencer schon vollkommen von der Richtigkeit der Entwicklungstheorie überzeugt; aber er kam zu dieser Ueberzeugung mehr auf indirektem Weg. Sein Hauptbeweismittel ist die Absurdität und Undenkbarkeit der entgegengesetzten Hypothese. Ihrer Widerlegung, der Aufdeckung ihrer Schwächen ist beinahe der ganze Aufsatz gewidmet, und von dem wirklichen Vor-

gang der Entwicklung giebt er nur eine unbestimmte Skizze: er deutet nur allgemein an, dass er die Ursache der Entwicklung in dem Einwirken veränderter, äusserer Umstände findet.

Die Organismen haben sich entwickelt; das steht für uns bereits fest. Wie lässt sich nun diese Entwicklung näher charakterisieren? Worin besteht ihr Wesen? Das versucht Spencer in dem früher kurz erwähnten Aufsatz: „Progress, its Law and Cause“, der im April 1857 erschien — man beachte die Jahreszahl! — an der Hand einer Parallele deutlich zu machen. Werfen wir nämlich einen Blick auf die Entwicklung eines individuellen Organismus, so stellt sich uns hier der Fortschritt, den der Organismus vom Keim bis zur vollen Ausbildung durchläuft, dar als eine Entwicklung aus einer Gleichartigkeit der Struktur zu einer Ungleichartigkeit der Struktur. Das nämliche Gesetz gilt für das Leben im allgemeinen, für die Gesamtheit seiner Manifestationen. Auch das Gesamtleben entwickelt sich aus etwas Einfacherem zu etwas immer Komplexerem. Die heutigen Tiere und Pflanzen sind ungleichartiger als die Flora und Fauna der Vergangenheit. Wir finden z. B. als die ersten Wirbeltiere die Fische; sie sind die homogensten Glieder der Vertebraten. Dann kommen Reptilien, Vögel und Säugetiere. Der grössern Ungleichartigkeit ihrer Struktur entspricht die spätere Zeit ihres jeweiligen Auftretens. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei den Säugetieren im speciellen. Ihr niedrigster Typus — der der Beuteltiere — ist der älteste; der jüngste, der Mensch, das am höchsten entwickelte Wesen.

Scheint dagegen nicht die Mangelhaftigkeit der palaeontologischen Urkunden zu sprechen, die uns nur wenige Anhaltspunkte liefern, um einen solchen Entwicklungsgang zu rekonstruieren? Spencer hat zur Widerlegung eines sich darauf stützenden Einwandes die Argumente Darwins bereits anticipiert. Zwei Drittel der Erde sind von Wasser bedeckt, ein grosser Teil des Landes ist den Geologen

unzugänglich oder noch nicht begangen; auch die bekanntesten Gegenden sind noch nicht gründlich genug erforscht. Die niedern organischen Formen sind sehr vergänglicher Natur, desgleichen die sedimentären Schichten, in denen sie lagern. Vor allem kennen wir die frühesten organischen Formen nicht; denn die Schichten, die sie bergen müssten, haben durch die Thätigkeit des Feuers am allermeisten gelitten. Freilich, muss man zugeben, nur wenige Kapitel der biologischen Geschichte der Erde sind auf uns gekommen. Aber erwägt man alle diese feindlichen Umstände, rücken sie dann nicht in ein ganz anderes, bedeutungsvolleres Licht? Doch wohl, und es wird sich kaum bestreiten lassen, dass sie, alle Thatsachen zusammengenommen, zum wenigsten beweisen, dass die heterogeneren Organismen sich jedenfalls erst in späteren geologischen Perioden entwickelt haben.

1852 hatte Spencer ganz im allgemeinen als Ursache für diese Abänderungen den Wechsel der äussern Umstände angeführt. Hier nun geht er auf das Wesen dieses Wechsels näher ein und enthüllt ein zweites Gesetz von universeller Bedeutung, das dessen Wirkungen ins Unermessliche steigert. Es ist das im vorigen Kapitel näher erläuterte Gesetz von der Vervielfältigung der Wirkungen, das besagt, dass jede wirkende Kraft mehr als eine Veränderung, jede Ursache mehr als eine Wirkung hervorbringt. Wie dieses Gesetz in der organischen Natur wirkt, erläutert Spencer an einem konkreten Beispiel. Stellen wir uns einmal vor, wie mannigfaltige Wirkungen auf Fauna und Flora ein einziges Ereignis wie eine Erdhebung hätte, die die Inseln des ostindischen Archipels untereinander und mit Australien zu einem Kontinent zusammenschmölze. Wo früher Sumpf und Wasser war, wäre jetzt Land; viele Sumpfpflanzen gingen unter, Tiere die ausschliesslich von ihnen lebten, folgten ihnen. Die Witterung und Temperatur änderten sich; wo früher ähnliche geographische Verhältnisse herrschten, wären jetzt verschiedene, und eine Art,

die früher überall denselben Verhältnissen ausgesetzt war, stünde jetzt in ihren Teilen unter den verschiedensten Lebensbedingungen. Durch Meere von einander getrennte Floren und Faunen stossen nun aufeinander. Pflanzenfressende Tiere sehn sich vielleicht plötzlich von Raubtieren verfolgt. Sie müssen andere Gewohnheiten annehmen, um sich zu verteidigen oder zu entfliehen. Solch neue Gewohnheiten, wenn sie herrschend werden, ändern ihrerseits die Struktur u. s. w.

Das Resultat wäre: statt tausend ursprünglicher Arten gäbe es verschiedene tausend Arten oder Varietäten, die sich abgeändert und den veränderten Umständen angepasst hätten. Allerdings wären nicht alle dieser verschiedenen Varietäten, die die neuen physikalischen Bedingungen und die neuen Lebensgewohnheiten hervorgebracht haben, auch notwendig höher entwickelt.

Wo die Lebensbedingungen einfacher würden, könnte sogar ein Rückschritt stattfinden, und in vielen Fällen bliebe der Grad der Heterogeneität derselbe. Wo aber äussere Umstände aufträten, die eine entwickeltere Erfahrung gäben und entwickeltere Handlungen verlangten, da würden sich auch allmählich differenziertere Organe bilden und höher entwickelte Wesen entstehn.

In zweierlei Beziehung finden wir in diesem Essay einen Fortschritt gegen 1852. Das wirkliche Stattfinden des Entwicklungsprozesses wird hier gegen den gefährlichsten Einwand, der erhoben werden kann, aufs geschickteste verteidigt. Darwin hat Spencers Argumenten hier nichts hinzuzufügen gehabt. Ferner gewinnt der Faktor der äussern Umstände ein detaillierteres, lebendigeres Aussehn. Wir erkennen, wie ursprünglich wenige äussere Veränderungen mit Notwendigkeit immer grössere Komplikationen in den äussern Umständen hervorrufen.

37. Wie lässt es sich nun denken, dass die Organismen im stande sind, sich diesen immer komplizierteren äussern

Umständen anzupassen? Welche innere Beschaffenheit der Organismen ermöglicht die Herstellung eines neuen Gleichgewichts zwischen innern und äussern Faktoren?

Darauf antwortet Spencer in einem zweiten Essay, betitelt „The Ultimate Laws of Physiology", der im gleichen Jahre, also auch zwei Jahre vor dem Erscheinen „der Abstammung der Arten" veröffentlicht wurde. Denken wir uns irgend eine gleichartige Masse von äussern Kräften beeinflusst, wird sie dann ihre Gleichartigkeit bewahren können? Offenbar nicht. Denn da ihre einzelnen gleichartigen Teile vermöge ihrer verschiedenen Stellung zu den äussern Kräften diesen in verschiedener Weise ausgesetzt sind, so werden sie von ihnen auch verschieden beeinflusst werden, und die Gleichartigkeit der ganzen Masse verschwindet. Dies trifft nun natürlich auch für eine hypothetisch völlig gleichartige organische Masse zu. Die organische Materie hat aber nicht nur diese gewöhnliche Unbeständigkeit eines gleichartigen Aggregates, sondern auch die Einheiten, aus denen sie besteht, sind besonders durch ihre Unbeständigkeit charakterisiert. Die gegenseitigen Affinitätkräfte der wesentlichen organischen Elemente sind sehr schwach; sie sind daher ausserordentlich empfindlich für Hitze, Licht, Elektrizität und die chemischen Wirkungen fremder Elemente, d. h. sie lassen sich besonders leicht durch einwirkende Kräfte modifizieren.

Wenn also so das stabile Gleichgewicht der ursprünglich homogenen organischen Materie dadurch zerstört wird, dass ihre verschiedenen Einheiten den umgebenden Einflüssen in ungleicher Weise ausgesetzt sind, so folgt daraus, dass die so verschieden beeinflussten Einheiten entweder aufgelöst werden, oder es muss ihre Natur solche Modifikationen erleiden, dass sie dadurch in den Stand gesetzt werden, in den veränderten Umständen zu leben. Solche funktionelle Anpassungen werden dann auf die Nachkommen vererbt und, wenn diese denselben Lebensbedingungen aus-

gesetzt bleiben, allmählich gesteigert, und so entstehn langsam immer differenziertere organische Typen.

38. Soweit war Spencer vor Darwins Auftreten gekommen. Dass sich alle heutigen Lebensformen allmählich auf natürlichem Weg aus früheren einfachern und einfachsten Lebensformen entwickelt haben, stand bei ihm völlig fest, und auch auf das Wie dieses Entwicklungsprozesses hatte er bereits helles Licht geworfen. Seine Kausalerklärung war nicht falsch, aber sie war unzureichend: sie übersah einen, und vielleicht gerade den wichtigsten, Faktor. Immer das Individuum als solches und nicht die Species als Ganzes im Auge behaltend, weiss sie wohl zu erklären, wie sich die Organismen allmählichen und langdauernden Veränderungen der Aussenwelt anpassen können. Wie aber soll diese Anpassung vor sich gehn bei einer verhältnismässig raschen, unvermittelten Veränderung der äussern Umstände? Indem sie das Hauptgewicht auf die eigene Thätigkeit, das spontane Entgegenwirken der Organismen auf veränderte äussere Reize legt, hat sie einen Faktor, der in der Entwicklung bereits höherstehnder organischer Wesen eine grosse Rolle spielt, klargelegt. Was ersetzt ihn aber bei den niedern und niedersten Organismen, wo von einem eigentlichen spontanen, willensartigen Entgegenwirken nicht die Rede sein kann, wo das ganze Leben den Charakter des rein Reflexmässigen trägt? Sie beweist wohl, dass die ursprünglichen organischen Wesen sich verändern mussten. Aber es fehlt ihr noch ein erklärendes Prinzip dafür, dass diese Veränderung zugleich eine Höherentwicklung sein musste. Zu alledem bedurfte es noch des Prinzipes, das aufgewiesen zu haben Darwins unsterbliches Verdienst ist. Dass Leben oder Sterben die Lebensfähigkeit oder -Unfähigkeit der betreffenden Wesen beweise, das war eine einleuchtende Thatsache. Und dass eben dieses Ueberleben des Lebensfähigen und das Ausgemerztwerden des Lebensunfähigen dafür sorgen, dass eine Art

fortwährend ihren Lebensbedingungen angepasst bleibt, das war Spencer nicht entgangen. Er verstand wohl jene einfachste und allgemeinste Wirkungsweise der natürlichen Zuchtwahl, die darin besteht, dass sie das Gleichgewicht zwischen der Konstitution einer Species und ihrem Milieu aufrecht erhält. Dass aber die natürliche Zuchtwahl eine Art nicht nur auf der Höhe ihrer Entwicklung hält, sondern, indem sie an das Auftreten spontaner Variationen anknüpft, auch neue Stufen der Entwicklung erzeugen kann und muss, das hat erst Darwin gezeigt.

Spencer hat dieses grosse Verdienst Darwins sofort richtig gewürdigt. „Darwin, sagt er, verdanken wir die Entdeckung, dass die natürliche Zuchtwahl fähig ist, die Anpassung zwischen den Organismen und ihren Lebensbedingungen zu verursachen, und ihm gebührt ebenso das Verdienst, die ungeheuer wichtigen Folgen, die sich daraus ergeben, richtig gewürdigt zu haben. Er hat eine kolossale Menge von Thatsachen zu einem gewaltigen Bau von Beweisen zusammengefügt, dafür dass diese Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein die stets wirksame Ursache der Divergenz organischer Formen ist. Er hat die verwickelten Resultate des Prozesses mit bewundernswertem Scharfblick verfolgt. Er hat gezeigt, wie ganze Massen anderweitig unerklärbarer Thatsachen auf diesem Weg ihre vollständige Erklärung finden. Kurz er hat gezeigt, dass die Ursache, die er annimmt, eine wahre Ursache ist, dass sie eine Ursache ist, die wir täglich in Wirksamkeit sehn, und dass die aus ihr zu folgernden Resultate in Uebereinstimmung stehn mit den Erscheinungen, die die organische Schöpfung als Ganzes sowohl wie in ihren Einzelheiten uns darbietet.“

39. So warm Spencer aber sofort die Bedeutung der Darwinschen Lehre würdigte, so willig er zugab, dass sie allein eine Reihe sonst unerklärbarer Thatsachen erkläre, so entschieden warnte er von Anfang an gegen die Ten-

denz, nun alles und jedes der natürlichen Zuchtwahl zuzuschreiben und die andern Faktoren, die bei der Entstehung der Arten mitwirken, ganz ausser acht zu lassen.

Das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl versagt nach Spencer vor allem in Fällen, wo wie bei einem Hirschgeweih, dem Kopf eines Büffels, dem Hals einer Giraffe u. s. w. eine harmonische Abänderung der verschiedenen zu einer physiologischen Leistung zusammenwirkenden Teile angenommen werden muss. Die zusammenwirkenden Teile müssen offenbar gleichzeitig variieren, da ein nur teilweises Variieren positiv schädlich wäre. So muss einem stärkeren Muskel ein stärkerer Knochen entsprechen, der seiner Zusammenziehung Widerstand leisten kann, desgleichen stärkere antagonistische Muskeln und Bänder, die die betreffenden Gelenke sichern. Er bedarf grösserer Blutgefässe, die ihm Nahrung zuführen, eines stärkeren Nerven, der ihm den Reiz übermittelt, und endlich irgend einer stärkeren Entwicklung im Zentralnervensystem, die die Erzeugung dieses stärkeren Reizes möglich macht. Kann man nun ein gleichzeitiges spontanes Variieren aller dieser annehmen, ohne den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit Hohn zu sprechen? Und doch muss ein solches stattgefunden haben, wenn eine Erklärung durch „natürliche Zuchtwahl" möglich sein soll. Spencer meint, solche und ähnliche Erscheinungen liessen sich ungezwungen auf anderem Wege erklären. Man habe nur im Auge zu behalten, dass veränderte Funktionen eine veränderte Struktur erzeugen — man denke an die Wirkungen eines erhöhten Gebrauchs oder fortgesetzten Nichtgebrauchs von Organen — und dass diese funktionell erzeugten Abänderungen der Struktur sich vererben, nicht etwa in dem Sinne, dass jede im Individuum funktionell hervorgerufene Abänderung sich nun sogleich und vollständig in seinen Nachkommen zeige, wohl aber so, dass in diesen dieselbe funktionelle Thätigkeit leichter eine entsprechende strukturelle Aenderung hervorrufe, und dass, wenn dieser Prozess für eine Reihe von

Generationen fortdaure, sich seine Wirkungen anhäufen, bis zuletzt die strukturellen Modifikationen sich in den Jungen zeigen, bevor die Funktion, die sie ins Leben gerufen, in Thätigkeit getreten ist.

Eine noch allgemeinere und prinzipiellere Beschränkung der natürlichen Zuchtwahl als eines Erklärungsprinzipes involviert es, wenn Spencer erklärt, sie könne da nur eine untergeordnete Rolle spielen, wo das Leben schon so kompliziert geworden sei, dass das Fortkommen nicht mehr durch eine beträchtliche Begabung mit einer einzigen Thätigkeit gesichert werden könne, sondern wo zahlreiche Thätigkeiten zusammenwirken müssen. Hier sei nicht mehr, wie im Leben der niedern Organismen, eine einzige Funktion von alles überragender Wichtigkeit, sondern viele Funktionen wirkten zur Erhaltung des Lebens zusammen und könnten ihre Mängel gegenseitig kompensieren. Ein Glied der Species ragt vielleicht durch besondere Schnelligkeit hervor; dieser Vorzug giebt ihm aber keinen solchen Vorsprung vor andern, dass dadurch sein Ueberleben auf Kosten der andern gesichert würde. Sie mögen, was ihnen an Schnelligkeit abgeht, durch grössere Kraft, schärfere Sinne oder andere lebenerhaltende Eigenschaften ersetzen. In solchen Fällen kann die natürliche Zuchtwahl besondere Vorzugeigenschaften nicht weiter ausbilden; denn die geschlechtliche Vermischung mit andern, gerade in diesem Punkte weniger ausgezeichneten Mitgliedern der Species, die aber dank anderen Eigenschaften doch überleben, wird die in Frage stehnde Vorzugeigenschaft in den Nachkommen eher wieder schwächer auftreten lassen. Auch hier ist der direkten Anpassung durch Funktionsveränderung der Haupteinfluss zuzuschreiben.

40. In ihrer reifsten Form in den Prinzipien der Biologie trägt die Theorie, die sich Spencer von der Entstehung der Arten gebildet hat, etwa folgende Form:

Leben ist die fortwährende Anpassung innerer Relationen

an äussere Relationen. Die Entwicklung muss also das Produkt zweier Faktoren sein, äusserer und innerer. Blieben die äussern Relationen ewig gleich und ohne Veränderung, dann läge auch keine Ursache vor, dass die ihnen einmal angepassten inneren Relationen sich veränderten. Nun zeigt uns aber die Geschichte der Erde ein fortwährendes Stattfinden astronomischer, geologischer und meteorologischer Veränderungen. Alle diese Erscheinungen werden immer komplizierter und kombinieren sich in immer verwickelteren Weisen. Diese unorganischen Faktoren bilden eine endlose Reihe modifizierender Ursachen, denen die Organismen durch alle Zeit hindurch ausgesetzt sind. Ein weiterer äusserer Faktor sind die organischen Agentien, die in der Umgebung jeder Species thätig sind. Tiere und Pflanzen stehn in einem so verwickelten Gewebe von Beziehungen zu einander, dass jede Modifikation, die eine Species erleidet, in einem gewissen Grade die Lebensbedingungen aller andern abändert.

Diesen äussern Faktoren müssen nun innere entsprechen. Wäre die organische Materie nicht im stande ihre innern Relationen entsprechend einer Veränderung in den äussern zu ändern, so müssten die Umwandlungen in der Einwirkung der äussern Agentien schliesslich ihren Untergang herbeiführen. Hier zeigt nun ein Blick auf die Struktur der organischen Materie, dass sie aus so unbeständigen Molekülen zusammengesetzt ist, dass der geringste Wechsel in ihren Bedingungen ihr Gleichgewicht zerstört und sie veranlasst, eine veränderte Struktur anzunehmen. Diese Zusammensetzung befähigt sie auch, die dauernden Andersverteilungen von Stoff und Bewegung in ihrer Umgebung durch dauernde Andersverteilungen von Stoff und Bewegung in der Struktur zu beantworten.

Wie stellt sich nun das Zusammenwirken dieser verschiedenen Faktoren dar? Wie findet diese Anpassung der innern an die veränderten äussern Relationen statt? Hier sind direkte und indirekte Ausgleichung zu unterscheiden.

Wenn die Veränderungen so beschaffen sind, dass sie dauernd oder häufig auf die einzelnen Individuen einwirken, so erfolgen funktionelle Abänderungen in den Organismen, bis ein neues Gleichgewicht der Funktionen und eine Anpassung der Struktur hergestellt ist. Wir haben dann eine direkte Ausgleichung. Eine Voraussetzung für diese Wiederausgleichungen in aufeinanderfolgenden Generationen ist natürlich, dass die neue äussere Einwirkung die Organismen nicht tötet oder schwer beschädigt.

Bei der indirekten Ausgleichung dagegen ist die Wiederanpassung das Resultat der Wirkungen, die auf die Species als Ganzes ausgeübt werden. Das Ueberleben der Passendsten, die in aufeinanderfolgenden Generationen stattfindende Erhaltung derer, die in ihrem Wesen den neuen Erfordernissen am besten genügen, erzeugt hier schliesslich eine genügende Anpassung. Diese indirekte Ausgleichung überwog im Anfang des Entwicklungsprozesses. Die niedern Organismen haben nur in geringem Grade die Fähigkeit, ihre Funktionen direkt veränderten äussern Umständen anzupassen, und in ihrem Leben ist gewöhnlich eine einzige Funktion von so alle andern überragender Wichtigkeit, dass an sie die natürliche Zuchtwahl leicht anknüpfen kann. Später tritt die direkte Ausgleichung immer mehr in den Vordergrund. Die Organismen erlangen immer mehr das Vermögen, direkt auf Veränderungen in der Umgebung zu reagieren. Und je mehr die höhern Fähigkeiten sich vermehren, und die Zahl der Organe zunimmt, die zu einer gegebenen Funktion zusammenwirken, desto unwirksamer wird das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, das schliesslich bei den Menschen nur noch eine negative Wirkung hat, in dem es die allzuschwachen und kranken ausmerzt.

Spencer hat seine Theorie, die zwei Hauptfaktoren der Entwicklung annimmt, noch in letzter Zeit in verschiedenen Essays sehr energisch gegen Prof. Weismann verteidigt, der bestreitet, dass sich funktionell erworbene Abänderungen der Struktur — sogenannte erworbene Eigen-

schaften — vererben, und der in der natürlichen Zuchtwahl den einzigen und zureichenden Faktor des Entwicklungsprozesses erblickt. Spencer geht so weit, zu behaupten, wenn erworbene Eigenschaften nicht vererbbar seien, und damit der Faktor der direkten Ausgleichung wegfalle, so gäbe es überhaupt keine biologische Entwicklung. Die Frage nach der Möglichkeit der Vererbung von erworbenen Eigenschaften hat für ihn deshalb um so mehr Bedeutung, als er auf ihre Bejahung wichtige psychologische, ethische und soziologische Folgerungen stützt. Er hat seinen Standpunkt besonders in folgenden drei Aufsätzen: „The Inadequacy of Natural Selection“, „A Rejoinder to Prof. Weismann“ und „Weismannism once more“ klargelegt. Ihr Studium ist jedem sehr warm zu empfehlen, der sich für diese vielleicht wichtigste wissenschaftliche Zeitfrage interessiert.

Die Prinzipien der Psychologie.

41. Die Psychologie zerfällt für Spencer in zwei scharf getrennte Teile, in subjektive und objektive Psychologie. Unter subjektiver Psychologie versteht er, was man sonst im allgemeinen mit dem Wort Psychologie meint — nämlich die auf innere Beobachtung gegründete Lehre von den Bewusstseinserscheinungen, ihren Eigentümlichkeiten und Beziehungen. Ihr Gegenstand — das Bewusstsein selbst — und ihre Methode — die innere Beobachtung — machen sie zu einer einzig dastehnden Wissenschaft, die von allen andern Wissenschaften unabhängig ist und zu allen andern im Gegensatz steht. Sie verhält sich in der That zu ihnen wie das Subjekt zum Objekt. Anders die objektive Psychologie; sie betrachtet die psychischen Erscheinungen nicht an sich, sondern wie sie in den Handlungen von Tieren und Menschen zum Ausdruck kommen. Sie fasst sie auf als Unterabteilung der Lebensäusserungen im allgemeinen und tritt damit in enge Beziehung zur Biologie, mit der sie auch die Methode der äussern Beobachtung gemeinsam

hat. Die Biologie hat das Leben als ein Anpassen des Innern an das Aeussere definiert; und als ihre Unterabteilung studiert die objektive Psychologie die geistigen Erscheinungen als Funktionen, durch die dieses Anpassen des Innern an das Aeussere bewirkt wird.

Spencer beginnt die objektive Psychologie mit einer ausführlichen Darstellung dessen, was uns die Biologie über den Bau und die Funktionen des Nervensystems lehrt, und knüpft daran unter dem Titel „Induktionen der Psychologie" eine Uebersicht über die Wahrheiten, die bezüglich psychischer Phaenomene bereits auf empirischem Weg festgestellt worden sind. Das Nervensystem ist ihm das Mittelglied, das ermöglicht, die psychologischen Erscheinungen als Teil jener beständigen Andersverteilung von Materie und Bewegung zu betrachten, die den Entwicklungsprozess ausmacht; denn psychologische Phaenomene und Nerventhätigkeit sind ihm nur die innere und die äussere Seite einer und derselben Veränderung. Es ist unmöglich, das direkt zu beweisen. Die Hypothese stimmt aber mit allen Thatsachen der innern und äussern Beobachtung überein, und das genügt.

Die Substanz des Geistes, wenn wir darunter das verstehn, was unter den Veränderungen des Bewusstseins fortdauert, und dessen Modifikationen alle diese Veränderungen sind, ist ihrem innersten Wesen nach für die Psychologie so unerforschlich, wie die Natur der Materie für die Chemie. Wie der Chemiker aber darnach strebt, alle Formen der Materie durch Umformung und Kombination weniger unauflöslicher Elemente zu erklären, so sucht der Psychologe die letzten Elemente, aus deren Kombinationen das Bewusstseinsleben sich aufbaut. Spencer stellt die Hypothese auf, dass es ein psychologisches Grundatom, eine Bewusstseinseinheit giebt, die, aufs verschiedenartigste kombiniert, alle Bewusstseinserscheinungen bilde; und er denkt sie sich als das subjektive Aequivalent dessen, was objektiv eine Nervenerschütterung ist. Er stützt diese Hypothese auf bekannte

Untersuchungen des Professor Helmholtz. Wenn dieser nachgewiesen habe, dass die verschiedenen Empfindungen, die Töne heissen, aus einer gemeinsamen Einheit aufgebaut sind, so liege der Schluss sehr nahe, dass sich auch alle übrigen Empfindungen aus eben solchen ursprünglichen Gefühlseinheiten zusammensetzen, und dass in grösserer Einfachheit oder Kompliziertheit der Zusammensetzung die Quelle aller Verschiedenheiten der geistigen Phaenomene liege.

Ich übergehe, was Spencer in den Induktionen der Psychologie über die thatsächlich beobachtete Zusammensetzung des Geistes, über die Relativität der Gefühle, ihre Wiederbelebbarkeit, ihre Associabilität u. s. w. sagt. Er summiert hier nur Wahrheiten, die die englische Associationspsychologie längst festgestellt hat; bemerkenswert ist dabei allerdings, wie geschickt er überall die Uebereinstimmung nachzuweisen versteht, die zwischen diesen empirisch festgestellten Gesetzen und dem Aufbau sowie den Funktionen des Nervensystems besteht.

42. Den interessantesten Teil der objektiven Psychologie bildet die Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens. Wir sahen, dass das Leben aus einer „beständigen Anpassung innerer Beziehungen an äussere besteht“. Da nun, objektiv betrachtet, die geistigen Erscheinungen nur ein Teil der allgemeinen Lebenserscheinungen sind, so wird, objektiv betrachtet, die Entwicklung des Geistes nichts anders sein als die Entwicklung dieser Anpassungen. Spencer zeigt ausführlich, wie diese Anpassungen, die in den niedrigsten Organismen nur gering an Zahl, nur ganz einfach und direkt sind, mit jedem höhern Ausbildungsgrad der Lebewesen immer zahlreicher, ungleichartiger, verwickelter und bestimmter werden, und sich über immer weitere Gebiete im Raum und in der Zeit erstrecken. In den Organismen der niedrigsten Art, wie dem Hefepilz und den Gregarinen, besteht das Leben fast durchweg aus

wenigen gleichförmigen und gleichzeitigen Prozessen, die den gleichzeitigen und gleichförmigen Prozessen des sie umgebenden Mediums angepasst sind. Die Anpassung ist hier direkt und gleichartig. Sie erreicht schon einen höhern Grad, wenn wir zu den Zoophyten kommen, die wenigstens auf gewisse allgemeine Veränderungen in ihrer Umgebung durch bestimmte innere Veränderungen reagieren können. Die Anpassung dehnt sich dann mit der Entwicklung der Sinnesorgane immer weiter im Raum aus. Die Entwicklung des Auges und des Ohres ermöglichen es, auf äussere Beziehungen zu reagieren, ohne dass direkte Berührung notwendig ist. Und schliesslich schreitet die Entwicklung so weit vor, dass innere Beziehungen sogar solchen äussern Beziehungen angepasst werden können, die für direkte Wahrnehmung viel zu weit entfernt sind. Die Brieftaube findet den Weg nach Hause, auch wenn man sie hunderte von Meilen wegführt. Ein Schiff, vom Kompass und dem Chronometer geleitet, bringt dem Kaufmann in London Nachrichten, auf Grund deren er sein Verhalten den Vorgängen bei den Antipoden anpassen kann u. s. w. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der Zeit. Tiere und Wilde pflegen ihr Verhalten nur kurzen Zeiträumen anzupassen, während mit steigender Zivilisation immer längere Zeiträume in Berechnung gezogen werden. Die Zusammenhänge dehnen sich aber nicht nur in der Zeit und im Raum aus, sie werden zugleich immer specialisierter, immer allgemeiner und verwickelter, wobei aber wohl zu beachten ist, dass diese verschiedenen Richtungen, in denen sich der Fortschritt in der Herstellung solcher Zusammenhänge, mit andern Worten die Entwicklung des Intellekts kundgiebt, nur ebensoviele verschiedene Ansichten eines und desselben Prozesses sind.

Es gilt nun diesen fortschreitenden Zusammenhang zwischen innern und äussern Vorgängen in den Ausdrücken zu erklären, die gewöhnlich gebraucht werden, wenn man von geistigen Erscheinungen spricht. Das geschieht in der

„speciellen Synthese". Diese Ausdrücke, als da sind Instinkt, Wahrnehmung, Vorstellung, Gedächtnis, Vernunft, Wille u. s. w. können für eine evolutionäre Psychologie offenbar nur mehr oder weniger oberflächliche Klassifikationen geistiger Erscheinungen darstellen. Denn die Intelligenz hat nach ihr nirgends scharfgeschiedene Abstufungen oder von einander unabhängige Vermögen. Sie ist ihrem Wesen nach immer eine Anpassung innerer an äussere Beziehungen, und wie in der Höherentwicklung dieser Anpassungen die äussern Beziehungen in unmerklichen Graden an Zahl, Kompliziertheit und Ungleichartigkeit zunehmen, so lassen sich auch keine bestimmten Grenzlinien zwischen den verschiedenen Graden der Intelligenz ziehn, die jene Ausdrücke bezeichnen.

Wir haben bisher die psychischen Thätigkeiten ganz allgemein als Lebensthätigkeiten aufgefasst, die Frage ist nun, was unterscheidet sie von den übrigen Lebensthätigkeiten, die Gegenstand der Biologie sind? Was charakterisiert die Intelligenz? Die Antwort lautet: die psychischen Thätigkeiten differenzieren sich im Lauf ihrer Höherentwicklung immer schärfer von den rein physiologischen Lebensthätigkeiten dadurch, dass sie immer mehr einen reihenartigen Charakter annehmen. Diese reihenförmige Anordnung ist nie ganz vollkommen, nähert sich aber in den höchsten Verstandesprozessen, wie etwa dem bewussten Schliessen, der Vollständigkeit. Den Hauptgegenstand der Psychologie bildet also eine Aufeinanderfolge von Veränderungen, und ihre Aufgabe muss sein, das Gesetz dieser Aufeinanderfolge zu bestimmen. Dieses Gesetz findet Spencer in dem Satz: „Die Lebhaftigkeit der Tendenz, die das Antecedens irgend einer psychischen Veränderung besitzt, von seinem Consequens gefolgt zu werden, ist stets proportional der Dauerhaftigkeit der Verbindung zwischen den von ihnen symbolisierten äussern Dingen"; woraus sich dann sogleich die wichtige allgemeine Wahrheit ergiebt, „dass Beziehungen, die in der Aussenwelt absolut sind, auch

in uns absolut erscheinen, dass Beziehungen, die in der Aussenwelt wahrscheinlich sind, in uns ebenfalls wahrscheinlich sind, dass endlich Beziehungen, die in der Aussenwelt ganz zufällig vorkommen, auch in uns zufällig oder willkürlich erscheinen.“ Dieses letzte Gesetz giebt das Gesetz der Intelligenz in abstracto, das Gesetz, das die Intelligenz mehr und mehr zu erfüllen vermag, je höher sie sich entwickelt; und das vorher genannte Gesetz giebt das Mittel, durch das sie sich dieser Erfüllung mehr und mehr nähert — es heisst „Erfahrung“. „Die innern Zusammenhänge passen sich den äussern Dauerverhältnissen an durch angehäufte Erfahrung solcher äussern Dauerverhältnisse“, wobei wir aber unter Erfahrung nicht bloss die individuelle Erfahrung, sondern auch die von unsern Vorfahren gemachten, auf uns vererbten und in uns organisierten Erfahrungen zu verstehn haben. Spencer geht dann auf die einzelnen Phasen der Ausbildung der Intelligenz, wie sie die Ausdrücke Reflexthätigkeit, Instinkt, Gedächtnis, Vernunft, Gefühle und Wille bezeichnen, näher ein. Diese Kategorien bezeichnen alle nichts anderes als „ebensoviele mehr oder weniger besondere Erscheinungsformen des Zusammenhangs zwischen innern und äussern Vorgängen, der sich immer umfassender und vollkommener ausgestaltet durch stets mannigfaltigere und ausgedehntere Erfahrungen von solchen äussern Vorgängen.“

43. Die Reflexthätigkeit ist die niedrigste Form psychischen Lebens und ist noch eng verwandt mit den rein physiologischen Lebensäusserungen. Es können deshalb mehrere Reflexthätigkeiten gleichzeitig vorsichgehn, und sie sind von keinem Bewusstsein begleitet. Wenn die Reflexthätigkeit zusammengesetzter wird, geht sie in den Instinkt über. Während bei der Reflexthätigkeit auf einen einzelnen Eindruck eine einzelne Zusammenziehung, oder bei höher entwickelten Formen eine Kombination von Zusammenziehungen folgt, charakterisiert den Instinkt eine Kombi-

nation von Eindrücken, auf die eine Kombination von Zusammenziehungen folgt. Der Instinkt ist, wie die Intelligenz überhaupt, ein Geschöpf der Erfahrung, aber nicht der individuellen, sondern der Gattungserfahrung. Je häufiger psychische Zustände in bestimmter Reihenfolge auftreten, desto lebhafter wird ihre Tendenz in dieser Reihenfolge zusammenhängen, bis sie schliesslich untrennbar werden — auf einen bestimmten Eindruck folgt immer eine bestimmte Bewegung. Nehmen wir nun an, dass diese Tendenz sich vererbt, so dass, wenn die Erfahrungen dieselben bleiben, jede folgende Generation der nächsten eine etwas gesteigerte Tendenz überliefert, so können wir verstehn, wie allmählich ein automatischer Zusammenhang von Nerventhätigkeiten entstehn wird, der den fortwährend erfahrenen äussern Beziehungen genau entsprechen muss. Der automatische Charakter des Instinkts wird immer ausgebildeter werden, je häufiger und konstanter die Erfahrungen sind, auf die er sich gründet. Je komplizierter deshalb ein Instinkt wird, desto mehr muss er seinen automatischen Charakter verlieren. Denn ein komplizierter Instinkt entspricht Erscheinungen, die weniger häufig und mehr kompliziert sind, und von denen daher die Erfahrungen nie so zahlreich sein können wie die Erfahrungen von einfachen Erscheinungen. Wenn die Aufeinanderfolge der psychischen Zustände infolge der Kompliziertheit ihres Zusammenhangs unvollkommen automatisch wird, tritt das Gedächtnis ins Dasein. Das Gedächtnis kann wieder in den Instinkt übergehn, wenn jene Zusammenhänge zwischen den psychischen Zuständen, die wir im Gedächtnis bilden, durch fortwährende Wiederholung automatisch werden. Wie das Gedächtnis, so geht auch die Vernunft aus dem Instinkt hervor. Zwischen beiden lässt sich keine bestimmte Grenze ziehn. Das ursprüngliche Schliessen ist ganz instinktiv. Wenn zwei Phaenomene in der Erfahrung mit einander verknüpft waren, und eines tritt später wieder auf, so erwarten wir unwillkürlich das Auftreten des zweiten. Wir

schliessen zuerst immer vom Einzelnen aufs Einzelne, und der Uebergang zu den höhern Schlussarten ist ein ganz allmählicher, wie die Beobachtung der geistigen Entwicklung eines Kindes sofort zeigt. Auf der andern Seite gehn auch Vernunftschlüsse durch beständige Wiederholung in instinktmässige Schlüsse und organische Intuitionen über.

44. Auch die Gefühle und der Wille gehn ganz allmählich aus den niedern Formen der psychischen Thätigkeit hervor und ganz auf demselben Weg, der zum Gedächtnis und zur Vernunft führt. Die Gefühle begleiten überall die Erkenntnisakte, und sie entstehn wie diese, wo das Handeln aufhört, völlig automatisch vor sich zu gehn. Auch der Wille kommt eben da zur Erscheinung, wo eine automatische Thätigkeit wegen zunehmender Kompliziertheit unmöglich wird. Die unwillkürliche Handlung unterscheidet sich von der willkürlichen dadurch, dass sie ohne vorhergehndes Bewusstsein der auszuführenden Handlung vor sich geht. Wenn die psychischen Veränderungen, die Eindruck und Handlung begleiten, komplizierter werden, wird der Zusammenhang zwischen beiden gelockert. Die Thätigkeit folgt der Aufnahme des Eindrucks nicht sofort; die entsprechenden motorischen Veränderungen tauchen nur auf, werden aber am Uebergang in unmittelbare Thätigkeit durch den Gegensatz zu gewissen andern, gleichfalls auftauchenden motorischen Veränderungen gehindert, die einem naheverwandten Eindruck entsprechen. Es tritt damit ein Widerstreit zwischen zwei Gruppen ideal-motorischer Veränderungen ein, die beide darnach streben, real zu werden, und von denen zuletzt eine real wird. Auf der andern Seite gehn willkürliche Handlungen durch häufige Wiederholung wieder in automatische über. Eine Freiheit des Willens, wenn man darunter versteht, dass jeder nach Belieben wollen oder nicht wollen kann, giebt es nicht. Alle Thätigkeiten jeder Art sind durch die psychischen Zusammenhänge bestimmt, die die Erfahrung erzeugt hat, und

zwar die individuelle Erfahrung plus der in der Konstitution von den Vorfahren ererbten Erfahrung. Der Wille ist ja nichts anderes als das im Augenblick prädominierende Gefühl.

Spencer schliesst die objektive Psychologie mit einem Kapitel, „Physische Synthese“ betitelt, in dem er die geistige Entwicklung anknüpft an die Entwicklung im allgemeinen, betrachtet als physikalischen Prozess. Was sich, subjektiv betrachtet, als Bewusstseinserscheinungen darstellt, besteht, objektiv betrachtet, aus Nervenveränderungen. Und die Entwicklung des Nervensystems lässt sich erklären in Ausdrücken der Andersverteilung von Stoff und Bewegung und zwar durch Heranziehung von zwei Gesetzen, die aus dem Fortbestehn der Kraft folgen. Sie lauten: „Die Bewegung folgt stets der Linie der stärksten Anziehung oder des geringsten Widerstandes oder der Resultante aus beiden“, und „eine längs einer bestimmten Linie einmal hervorgerufene Bewegung wird stets wieder zur Ursache einer spätern Bewegung längs dieser Linie.“

45. Haben die Synthesen der objektiven Psychologie das Wachstum des Geistes dargestellt, wie er sich allmählich vom physischen Leben lostrennt und sich dann durch beständige Uebergänge, aber seinem Wesen nach immer gleich, zu jener wunderbar hohen Stufe entwickelt, die er bei den höchsten Wesen erreicht, so beginnt andrerseits die Analyse der subjektiven Psychologie mit den höchsten Erscheinungen der Intelligenz und löst sie schrittweise in immer einfachere und einfachere Elemente auf, bis schliesslich in allen Erscheinungen des geistigen Lebens eine „Einheit der Zusammensetzung“ nachgewiesen ist, und damit die subjektive Psychologie das Resultat bestätigt hat, zu dem die objektive gelangt ist. Spencer zeigt, wie sich die komplizierten Vorgänge des bewussten Schliessens — das die höchste Verstandesthätigkeit bildet — in Intuitionen der Gleichheit und Ungleichheit zwischen mehr oder weniger

verwickelten Gliedern auflösen lassen, und wie wir überall wieder auf solche Intuitionen der Gleichheit und Ungleichheit stossen, wenn wir vom Schliessen zum Erkennen, zum Klassifizieren, ja zum einfachen Wahrnehmen herabsteigen. Ohne sie ist Leben überhaupt unmöglich; auch die allerniedrigsten Lebewesen müssen ein Vermögen besitzen, durch das Eindrücke als solche von dieser oder jener Art unterschieden werden. Sie müssen im stande sein, je nach der Natur des einwirkenden Reizes so oder so zu handeln, und dazu bedarf es der Fähigkeit, Unterschiede und Aehnlichkeiten abzuschätzen. Sie wird allerdings ganz automatisch wirken, und es braucht dabei nicht entfernt zu Etwas zu kommen, das dem ähnlich wäre, was wir als Bewusstsein von äussern Unterschieden und Aehnlichkeiten kennen. „Offenbar herrscht aber durchweg und überall dasselbe Gesetz. Gehn wir selbst dem höchsten Schliessen bis auf den Grund, so zeigt sich, dass es ein und dasselbe ist, wie alle niedrigeren Formen des menschlichen Denkens, ja ein und dasselbe mit dem Instinkt und der Reflexthätigkeit, selbst in ihren einfachsten Formen. Der universelle Vorgang der Verstandesthätigkeit ist die Assimilation von Eindrücken. Und die Unterschiede, die in den aufsteigenden Stufen des Verstandes hervortreten, sind nur eine Folge der zunehmenden Kompliziertheit der assimilierten Eindrücke.“ Jede geistige Thätigkeit lässt sich zuletzt — und das erscheint Spencer als die allgemeinste Definition — als die beständige Differenzierung und Integrierung von Bewusstseinszuständen definieren. Das Entstehn und die Fortdauer des Bewusstseins setzen das beständige Auftreten von Unterschieden in seinen Zuständen voraus, d. h. es muss eine beständige Differenzierung seiner Zustände stattfinden; und damit dann jeder Zustand erkannt wird, muss er mit bestehnden frühern Zuständen in eins zusammenfliessen, d. h. er muss mit diesen integriert werden. „Um Material zum Denken zu haben, muss das Bewusstsein in jedem Augenblick eine Differenzierung seines Zustandes erfahren. Und

damit der hieraus entspringende neue Zustand ein Gedanke werde, muss er der Integration mit früher erfahrenen Zuständen unterliegen. Dieses unablässige Abwechseln bildet das charakteristische Merkmal für jegliches Bewusstsein vom Allerniedrigsten bis hinauf zum Höchsten."

46. Spencers Analysen im Einzelnen zu folgen, müssen wir uns hier versagen. Sie sind so komplizierter Natur, dass eine Zusammenfassung in wenige Sätze doch ganz unverständlich bliebe. Wir wollen lieber auf seine Lehre vom Wesen der Erkenntnis, die den zweiten Hauptteil der subjektiven Psychologie bildet, noch etwas näher eingehn. Spencer hat bisher überall die Koexistenz und das Zusammenwirken von Subjekt und Objekt vorausgesetzt, und es gilt nun, diese Voraussetzung zu rechtfertigen. Er gründet die Verteidigung seines „verklärten Realismus", wie er ihn im Gegensatz zum rohen Realismus der gemeinen Auffassung nennt, und wie er ihm die notwendige Basis der ganzen Entwicklungslehre abgiebt, auf einen indirekten und einen direkten Beweis; d. h. er rechtfertigt ihn positiv durch eine Prüfung seiner psychologischen Natur und Entstehung, und er sucht zu seiner indirekten Rechtfertigung zu zeigen, dass der Beweisgang, auf den sich der Idealismus und der Skepticismus stützen, logisch nicht dieselbe Autorität für sich hat wie der des Realismus.

Nach Spencer ist die Annahme einer objektiven Existenz einfach ein notwendiges Produkt des nach seinen eignen Gesetzen thätigen Bewusstseins und besitzt deshalb eine Autorität, die durch keine Vernunftschlüsse erschüttert werden kann. Wir brauchen die Auseinandersetzungen, durch die die Antirealisten den Glauben an eine Aussenwelt zu erschüttern suchen, nur etwas näher zu prüfen, und wir werden finden, dass schon ihre Worte und Schlüsse überall eben jene Beziehung von Subjekt und Objekt voraussetzen, die sie zu widerlegen versuchen. Prüfen wir ganz abstrakt das Wesen des realistischen und des antirealisti-

schen Standpunktes, so ergiebt sich, dass der Antirealismus auf drei ganz unmöglichen Postulaten beruht. Er muss annehmen, 1) dass eine Vorstellung, die primär und selbständig ist, was der des Realismus nicht abgestritten werden kann, durch solche Vorstellungen aufgehoben werden kann, die gleich denen des Antirealismus sekundärer Natur und selbst von jener abhängig sind; 2) dass, wenn ein Geistesakt einfach und isoliert ist, wie der der Annahme einer Realität extra mentem, ein anderer dagegen aus zahlreichen Akten zusammengesetzt ist — die zahlreichen Schlüsse, mit denen die Nicht-Realität von etwas ausserhalb des Bewusstseins bewiesen wird, die eben im besten Fall, jeder für sich, nur ebenso einfach sind — dass dann dem isolierten und einfachen Akt eine grössere Zweifelhaftigkeit anklebe als der ganzen Reihe solcher Akte; und 3) dass, wenn zwischen Aussprüchen des Bewusstseins, die einerseits in lebhaften, andrerseits in schwachen Zuständen gegeben sind, ein Widerspruch besteht, der in schwachen Zuständen ausgedrückte Ausspruch vorzugsweise und in erster Linie angenommen werden müsse.

Ein Denken, das solch unmögliche Annahmen einschliesst, muss von einem fundamentalen Irrtum durchdrungen sein, und dieser Irrtum beruht nach Spencer darauf, dass die Metaphysiker ihre Untersuchungen beginnen, ohne sich zuerst über ein Kriterium der Gewissheit zu einigen. Die Suche nach einem solchen „Testimony of Truth“ führt Spencer dazu, zu der vielumstrittenen Frage, die den Empirismus und den Apriorismus trennt, Stellung zu nehmen.

47. Auch in England hatte die Lehre Kants von der Apriorität gewisser Urteile und der Notwendigkeit und Allgemeinheit als dem Merkmal derselben viele Anhänger gefunden, so besonders in der schottischen Schule bei Hamilton, Mansel und andern. Gegen sie waren dann der Astronom Herschel und John Stuart Mill in die Schranken getreten, beide Vertreter eines strengen Empirismus, der in

jeder Anerkennung apriorischer Bestandteile im menschlichen Geist Mysticismus und Scholastik wittert. In diesen Streit greift unser Philosoph in vermittelnder Weise ein.

Da die Frage die ist, ob der eigentümliche Charakter von Notwendigkeit, der gewissen Urteilen eigen ist, nur psychologisch zu erklären ist und keine erkenntnis-theoretische Bedeutung hat, so wollen wir zuerst einmal zusehn, was denn eigentlich der gemeinsame Charakter aller dieser als notwendig wahr erkannten Urteile ist. In jedem Urteil — und nur in solchen vollzieht sich das Denken — haben wir eine Verknüpfung von zwei geistigen Zuständen. Sehn wir nun einmal von allem ab ausser diesen Bewusstseinszuständen und ihrer Verknüpfung, fragen wir nicht, woher sie stammen, was ihrer Verknüpfung jenseits des Bewusstseins entspricht, so finden wir sogleich die bemerkbarsten Unterschiede in dem Stärkegrad dieser Verknüpfung. Sie ist in dem einen Urteil zufällig und aufs leichteste trennbar. „Der Tisch ist rund", dafür können wir ebensoleicht sagen „der Tisch ist viereckig, oval u. s. w". Es fällt uns nicht ein zu sagen, „der Tisch ist notwendig rund". Viel inniger ist die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat bei einer andern Reihe von Urteilen, für die das Beispiel „Eis ist kalt" stehn mag. Hier kann uns die Verbindung auf den ersten Blick leicht untrennbar scheinen, und erst wenn wir versuchen, sie als notwendig zu begreifen, finden wir, dass doch eine Scheidung möglich ist. Nun giebt es aber drittens eine Reihe von Urteilen, bei denen die Trennung der verknüpften Bewusstseinszustände in der That unmöglich ist. Solche unauflöslichen Zusammenhänge nennen wir Denknotwendigkeiten. Sie regieren unser Denken; wir können sie nicht loswerden und haben sie deshalb einfach anzuerkennen. Die Ansicht, die in den Köpfen vieler Metaphysiker spukt, als ob etwa ein Schlussverfahren eine höhere Gewissheit geben könnte, als sich in diesen notwendigen Urteilen ausdrückt, ist ganz verkehrt. Das Schliessen ist ja nichts anderes als die Her-

stellung einer zusammenhängenden Reihe von Bewusstseinszuständen; es ist eben eine Prüfung der Stärke der Zusammenhänge im Urteil, und das Urteil wird angenommen, dessen Zusammenhänge sich stärker erweisen als die des gegenüberstehnden Urteils. Das Schliessen selbst geht nur vor sich durch Annahme unzerreissbarer Zusammenhänge.

Um nun zu prüfen, ob die Verknüpfung zwischen Subjekt und Prädikat in einem Urteil unabänderlich ist, bleibt uns bloss die Möglichkeit, zu versuchen, uns die Negation des Urteils vorzustellen. Gelingt uns das nicht, so ist damit der Beweis erbracht, dass die Verknüpfung unlöslich ist. Unvorstellbarkeit der Negation ist also der Prüfstein der Wahrheit, das charakteristische Merkmal jeder höchsten Erkenntnis.

48. Spencer hat dieses Wahrheitskriterium besonders gegen John Stuart Mill sehr ausführlich verteidigt, und diese Verteidigung in eine sehr treffende Kritik des ganzen „reinen Empirismus“ ausgedehnt. Der Empirismus, meint Spencer, will ohne einen obersten Prüfstein der Wahrheit auskommen. Er will nichts anerkennen, als was bewiesen werden kann, und behauptet, nicht allein die abgeleiteten Wahrheiten beweisen zu können, sondern auch die Wahrheiten, die jenen zur Grundlage dienen. Diese Weigerung aber, irgend eine unbewiesene Wahrheit als Grundlage seiner Behauptungen anzunehmen, hat die Folge, dass die Gesamtheit seiner Sätze ohne Grundlage ist. Das folgt aus dem ganzen Prozess des Beweisens; denn einen Satz beweisen, heisst nichts anderes, als ihn einer bereits als Wahrheiten erkannten Gruppe von Sätzen assimilieren. Wird dieser Prozess als endlos angenommen, so kann überhaupt nichts bewiesen werden; hat er aber ein Ende, so gelangt man eben zu einem allgemeinsten und weitesten Satz, der nicht durch den Nachweis, dass er von einem noch weitern umfasst wird, gerechtfertigt werden kann.

Der Empirismus beruht nach Spencer einfach auf einer Petitio Principii. Er behauptet, die notwendigen Wahrheiten so gut wie alle andern erklären zu können, ohne irgend eine Wahrheit als notwendig vorauszusetzen. Er fühlt sich dann besonders stark in der Aufzählung aller möglichen Beispiele, die zeigen, wie nach den Gesetzen der Associationspsychologie gewisse Verknüpfungen von Bewusstseinszuständen unauflöslich, d. h. notwendig werden müssen. Gut, nun entsteht aber die Schwierigkeit, dass diese ganze Analyse doch die Annahme einer Wahrheit als feststehnd voraussetzt. Erfahrung ist das Losungswort des Empirismus, aber Erfahrung von Was? Nur durch die Annahme von Etwas jenseits des Bewusstseins, das die Bewusstseinszustände hervorbringt, gelingt ihm seine Analyse. Dieses Postulat einer äussern Welt aber kann der Empirismus weder beweisen noch widerlegen. Es bleiben ihm nur zwei Möglichkeiten: entweder hält er diesen Glauben für notwendig und giebt damit seine Theorie auf, oder er hält ihn für nicht notwendig, und dann ist das ganze Gebäude seiner Beweisführung ohne Grundlage.

Wenn aber Spencer so mit dem Apriorismus in der Denknotwendigkeit ein Kriterium der Wahrheit sieht, das die höchste mögliche Gewissheit giebt, so giebt er schliesslich dem Empirismus doch darin Recht, dass die äussern Zusammenhänge alle innern hervorbringen; mit andern Worten: dass alle Erkenntnis aus der Erfahrung stammt. Der Empirismus macht nur den Fehler, dass er unter Erfahrung immer nur die Erfahrung des einzelnen Individuums versteht und aus ihr jenen Charakter der Notwendigkeit erklären will, der sich aus ihr, wie der Apriorismus mit Recht behauptet, schlechthin nicht erklären lässt. Das Individuum fängt nicht von vorn an; sein Geist ist nicht eine unbeschriebene Tafel. Es hat einen Verstand, der sich, objektiv betrachtet, als Gehirn darstellt, ein Vermögen, Erfahrung anzuordnen, und dieses Vermögen ist nichts anderes als die organisierte Erfahrung unzähliger

früherer Generationen. Entsprechend den absoluten äussern Beziehungen haben sich im Bau des Nervensystems allmählich absolute innere Beziehungen hergestellt, Beziehungen, die potentiell schon vor der Geburt in Gestalt bestimmter Nervenverbindungen vorhanden sind, die jeder individuellen Erfahrung vorausgehn, von ihr unabhängig sind und sich in den ersten Erkenntnisakten automatisch enthüllen. Diese vorausbestimmten innern Beziehungen sind aber selbst durch die Erfahrung vorausgegangener Organismen bestimmt. Das Nervensystem und das menschliche Gehirn sind gleichsam das organisierte Register aller der unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwicklung des Lebens gemacht worden sind. Wir kommen zu einer Versöhnung zwischen dem Empirismus und dem Apriorismus, wenn wir daran festhalten, „dass die Grundthatsachen des Verstandes für das Individuum apriorisch, für die ganze Reihe von Einzelwesen dagegen, in der es nur das letzte Glied bildet, aposteriorisch sind".

Spencer schliesst die Prinzipien der Psychologie mit einer Skizze, die die Entwicklung der Geistesthätigkeiten und Gefühle schildert, durch die die Menschen befähigt sind, als Glieder einer Gesellschaft zusammenzuwirken. Er gewinnt damit den Uebergang zur Soziologie und Ethik, denen wir das letzte Kapitel widmen wollen.

Viertes Kapitel.

Soziologie und Ethik.

Die Prinzipien der Soziologie.

49. Wir kommen nun in diesem letzten Kapitel zu dem Teil der Spencerschen Philosophie, dessen Ergebnisse mehr, als die der frühern, für das Gebiet des Handelns und Wollens von unmittelbarer Bedeutung sind, und dem eben deshalb von Anfang an ein grösseres Interesse und, wie das Hand in Hand geht, auch schärfere Angriffe zu Teil geworden sind. Das Entwicklungsgesetz ist für Spencer, wie wir sahen, ein Weltgesetz, das eben deshalb auch für die „moralische" Welt gilt und nicht nur, wie z. B. Kant wollte, für die „physische" allein. Dieselben Ursachen und Gesetze, die das Werden des Kosmos erklären, geben auch den Schlüssel für ein Verständnis der Entwicklung der Menschheit. Zwischen ihr und der kosmisch-biologischen Entwicklung besteht keine unüberbrückbare Kluft; sie ist vielmehr nur das höchste und komplizierteste Ergebnis der organischen und physischen Entwicklung.

Die Entwicklung dessen, was man unter dem Namen geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zusammenfassen kann — Spencer nennt sie superorganische Entwicklung — schildern die drei Bände der „Prinzipien der Soziologie". Da nun nach dieser Auffassung der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Einrichtungen das naturnotwendige Ergebnis ihrer frühern Zustände ist, so stellt er sich zugleich dar als die Bedingung der nächsten und aller künftigen. Und indem Spencer die bisherige Entwicklung der Menschheit als einen allmählichen Prozess der Selbstanpassung an ihre Lebensbedingungen schildert,

gewinnt er die Möglichkeit, einen Zustand zu anticipieren, in dem diese Selbstanpassung vollendet ist. Hier setzt dann die Ethik ein. Sie schildert als „absolute Ethik“ das moralische Gesetz, wie es für diese vollkommene Gesellschaft gelten würde, indem sie es aus den Bedingungen, unter denen diese höchste Entwicklung der menschlichen Natur allein möglich ist, deduziert. Ergänzt wird sie durch eine „relative Ethik“, die darauf Rücksicht nimmt, dass dieser ideale Zustand noch nicht erreicht ist, und die deshalb nicht von dem absolut-moralischen, sondern dem relativ-moralischen handelt. Eben darum spielt auch in der Theorie vom rechten Handeln, die die zwei Bände „der Prinzipien der Ethik“ darstellen, der entwicklungsgeschichtliche Standpunkt eine ausschlaggebende Rolle.

Da Spencer selbst in der Ethik, in der die Philosophie der Entwicklung ihre Anwendung aufs praktische Leben findet, und die versucht, für die Prinzipien des rechten Handelns eine feste wissenschaftliche Basis zu gewinnen, den Höhepunkt und das Ziel seiner ganzen Philosophie sieht, so will ich ihr den grössten Teil des mir noch zur Verfügung stehnden Raumes widmen und mich der Soziologie gegenüber auf Andeutung einiger leitenden Gesichtspunkte beschränken.

Die Welt geschichtlich-gesellschaftlicher Thatsachen ist so ungemein kompliziert; es wirken hier so viele Ursachen zusammen und einander entgegen, dass nirgends die Gefahr übereilter Verallgemeinerung und oberflächlicher Abstraktion so nahe liegt wie hier. Spencer ist in seiner Soziologie diesen Gefahren, an denen so viele seiner Vorgänger auf diesem Gebiet gescheitert sind, keineswegs ganz entgangen. Neben manchem Verzerrten oder besser Einseitigen enthält aber gerade seine Soziologie eine Menge höchst geistreicher Einzelbetrachtungen und fruchtbringender Gedanken, und jedenfalls hat er seinen Grundgedanken, dass nämlich die Gesellschaft mit allen ihren Einrichtungen etwas organisch Gewachsenes und nicht etwas Fabriziertes,

ein lebendiger Organismus und nicht ein toter Mechanismus ist, glänzend gerechtfertigt. Spencer war sich der Gefahren, die dem Forscher, der nach „Prinzipien“ sucht, gerade auf diesem Gebiete drohen, wohl bewusst und hat sich durch zwei vorbereitende Arbeiten für seine Aufgabe gerüstet. In einem Buche, das im Jahr 1873 unter dem Titel „The Study of Sociology“ erschien, hat er die Vorfrage, ob eine Soziologie in seinem Sinn überhaupt möglich sei, welches ihre Ziele, Aufgaben und Methoden sein müssen, und welche teils subjektive, teils objektive, Schwierigkeiten sie zu überwinden habe, genau untersucht. Und in dem grossangelegten Sammelwerk der „Descriptive Sociology“ hat er eine Schwierigkeit, die bisher einer wissenschaftlichen Behandlung soziologischer Fragen sehr im Weg stand, das Fehlen einer genügenden induktiven Basis, aus der die Gesetze der sozialen Entwicklung deduziert werden könnten, zu heben gesucht, indem er anthropologisches Material in grösster Fülle zusammentrug und aufs übersichtlichste ordnete.

Als Quintessenz dieser Vorarbeit kann man den ersten Abschnitt der Soziologie, die sogenannten „Data der Soziologie“ bezeichnen. Hier schildert Spencer die „Faktoren der sozialen Phaenomene“, zuerst kurz — da es sich dabei um ein genügend aufgeklärtes Gebiet handelt — die äussern — nämlich das ganze Milieu, einschliesslich Klima, Bodenbeschaffenheit, Fauna und Flora — und dann ausführlich die innern, d. h. die körperlichen, gemütlichen und geistigen Merkmale des primitiven Menschen, mit dem die Entwicklung anhebt. Es handelt sich dabei aber nicht etwa um ein Phantasiegemälde à la Rousseau, sondern um wissenschaftlich durchaus berechtigte Analogieschlüsse aus Thatsachen, die uns die Geschichte primitiver Kulturen und die Beobachtung heute lebender wilden Völkerstämme geliefert haben. Besonderes Interesse bietet seine Schilderung der Weltanschauung des primitiven Menschen, wie sie eine notwendige Folge gewisser Mängel seines Intellekts

war. Er zeigt hier insbesondere sehr geschickt, wie der Urmensch durch rohe, aber vernünftige Schlüsse aus Erscheinungen wie Schatten, Schlaf, Krankheit, Tod, Epilepsie u. s. w. zu seiner Seelen-, Geister- und Dämonen-Theorie kommen musste, und wie in einer auf sie gegründeten animistischen Auslegung der Natur und des nähern im Glauben an das Fortleben der abgeschiedenen Seelen der Vorfahren der Ursprung alles Götterglaubens liegt. Der allgemeinste Schluss, zu dem er schliesslich kommt, ist der, dass in der „Furcht vor den Lebenden die Wurzel aller politischen Kontrolle, in der Furcht vor den Toten die Wurzel der religiösen Kontrolle liegt“.

50. In dem nächsten Abschnitt, den „Induktionen der Soziologie“ entwickelt Spencer dann eingehnd die Analogien, die zwischen dem gesellschaftlichen und dem individuellen Organismus bestehn, und illustriert an ihrer Hand die Wahrheit, dass die soziale Entwicklung nur ein Teil des allgemeinen Weltprozesses der Entwicklung ist, mit dem sie in allen ihren charakteristischen Zügen übereinstimmt. In vier Hauptpunkten scheinen ihm Gesellschaften mit individuellen Organismen übereinzustimmen.

1. Mit kleinen Ansammlungen beginnend nehmen sie unmerklich an Masse zu, so dass einige von ihnen schliesslich zum Tausendfachen von dem werden, was sie ursprünglich waren.

2. Während ihre Struktur anfangs so einfach ist, dass sie beinahe strukturlos erscheinen, zeigen sie im Lauf ihres Wachstums eine beständig wachsende Komplexität der Struktur.

3. Während in ihrem ursprünglichen, unentwickelten Zustand kaum gegenseitige Abhängigkeit der Teile besteht, wächst diese gegenseitige Abhängigkeit schrittweise, bis sie schliesslich so gross wird, dass Thätigkeit und Leben jedes Teiles durch die Thätigkeit und das Leben des Restes bedingt sind.

4. Das Leben der Gesellschaft dauert länger und ist unabhängig von dem Leben der sie bildenden Einheiten, die geboren werden, wachsen, arbeiten, sich vermehren und sterben, während der gesellschaftliche Körper, den sie bilden, Generation um Generation überlebt und dabei an Masse, in Vollständigkeit der Struktur und Vielseitigkeit der funktionellen Thätigkeit zunimmt.

Aus diesen Uebereinstimmungen folgt, dass auch die gesellschaftliche Entwicklung dem Entwicklungsgesetz, das für alle andern organisierten Aggregate gilt, folgt. Eine Gesellschaft wird immer integrierter, indem sie an Masse zunimmt, und ihre Teile immer abhängiger von einander werden; sie wird immer ungleichartiger in allen ihren Strukturen und immer bestimmter in allen ihren Differenzierungen.

Auf der andern Seite verkennt aber Spencer auch die Unterschiede nicht, die zwischen dem sozialen Organismus und dem individuellen Organismus bestehn.

1. Gesellschaften haben keine bestimmte äussere Form.

2. Das lebende Gewebe, aus dem ein individueller Organismus besteht, bildet eine kontinuierliche Masse, nicht so die lebenden Elemente einer Gesellschaft: sie sind mehr oder weniger weit über einen Teil der Erde zerstreut.

3. Die letzten lebenden Einheiten eines individuellen Organismus haben meist ihre relative Lage fixiert, die der sozialen Organismen können sich von Platz zu Platz bewegen und

4. der wichtigste Unterschied: im tierischen Körper ist ein besonderes Gewebe mit Gefühl begabt, während im gesellschaftlichen Körper alle Einheiten mit Gefühl begabt sind.

Aus diesem letzten Unterschied ergeben sich die wichtigsten Folgerungen für das ideale Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen im gesellschaftlichen Körper. Spencer sagt: „Wir dürfen diesen Unterschied nie übersehn. Er erinnert uns daran, dass zwar im individuellen

Organismus das Wohl aller übrigen Teile mit Recht dem Wohl des Nervensystems untergeordnet ist, dessen lust- oder schmerzvolle Thätigkeit das Wohl oder Wehe des Lebens ausmachen, dass aber im politischen Körper das nicht oder nur zu einem gewissen Grad gelten kann. Es ist recht, dass das Leben aller Teile eines Tieres im Leben des Ganzen aufgehn soll, weil das Ganze ein korporatives Bewusstsein hat, das Lust oder Schmerz empfinden kann. In der Gesellschaft aber verhält sich das anders. Denn ihre lebendigen Einheiten verlieren ihr individuelles Bewusstsein nicht und können es nicht verlieren, und die Gemeinschaft als Ganzes hat kein korporatives Bewusstsein. Das ist der ewige Grund, warum es nicht recht ist, das Wohl der Bürger einem angenommenen Wohl des Staates zu opfern, und warum auf der andern Seite der Staat nur zum Wohl der Bürger da ist. Das korporative Leben muss hier dem Leben der Teile dienen und nicht umgekehrt."

Spencer zeigt, wie die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens dieses ideale Verhältnis der Teile zum Ganzen immer mehr zum Durchbruch bringt, und gründet gerade auf diesen Gesichtspunkt seine grosse Unterscheidung der gesellschaftlichen Typen in militärische, gemischte und industrielle. Im militärischen Staat ist der Zwang das Prinzip, auf dem das Zusammenwirken der Menschen beruht, und die Entwicklung zum rein industriellen Typus charakterisiert sich als ein allmähliches Uebergehn zu einem immer mehr freiwilligen Zusammenwirken und damit als eine immer mehr zunehmende Realisierung des Gesetzes der gleichen Freiheit.

51. Wir können nun Spencer, so interessant das wäre, nicht folgen, wie er in den übrigen Abschnitten im grossen, historischen Stil die Entstehung und Bedeutung der Familie, sowie der drei grossen Kontrollsysteme Zermonie, Kirche und Staat schildert, der Differenzierung der verschiedenen Professionen aus der königlich-priesterlichen Gewalt nachgeht und endlich die Entwicklung des wirtschaftlichen Systems

zeichnet. Einen Punkt muss ich aber doch noch berühren, um einem möglichen Missverständnis vorzubeugen. Spencer lehrt natürlich nicht, dass alle Gesellschaften sich notwendig höher entwickeln. Wie es in der organischen Welt Stillstand und Verfall giebt, so auch in der superorganischen. Wie sich aber das Leben als Ganzes höher entwickelt hat, so auch die Menschheit als Ganzes. Wir können zwar, wenn wir alle Gesellschaften zusammennehmen, die Entwicklung für unvermeidlich erklären als letztes Ergebnis des Zusammenwirkens der äussern und innern Faktoren, die während unbestimmt langer Zeitperioden auf sie wirken; wir dürfen sie deshalb aber nicht auch für jede bestimmte Gesellschaft als unvermeidlich oder auch nur wahrscheinlich ansehn. Ein sozialer Organismus erleidet wie ein individueller Organismus solange Modifikationen, bis er ins Gleichgewicht mit den Bedingungen seiner Umgebung kommt, und dauert dann fort ohne weitere Veränderung seiner Struktur. Nur zuweilen ist die neue Kombination von Faktoren derart, dass sie eine Veränderung erzeugt, die sich als Stufe in der sozialen Entwicklung darstellt und einen sozialen Typus beginnt, der sich ausbreitet und inferiore Typen verdrängt.

Die Prinzipien der Soziologie sind der einzige Teil des Systems der synthetischen Philosophie, in dem die Ausführung nicht ganz gehalten hat, was der „Prospekt“ versprach. Es sind allerdings, wie vorgesehn, 3 Bände erschienen; sie enthalten aber nur, was Spencer ursprünglich in zwei Bänden behandeln zu können glaubte. Was der dritte Band behandeln sollte, die Entwicklung und den Fortschritt der menschlichen Sprache, der Wissenschaft, Kunst und Moral, fehlt, und Spencer hat in der Vorrede zum dritten Band der Soziologie mit Recht bemerkt: „Es ist offenbar unmöglich für einen Invaliden von 76 Jahren, einen solch ausgedehnten und verwickelten Stoff angemessen zu behandeln.“ Die Lücke, die sein System hier zeigt, wird zudem durch eine Reihe von Essays ausgefüllt,

die wohl das Wichtigste enthalten, was Spencer in dieser Beziehung zu sagen hatte.

Die Prinzipien der Ethik.

52. „Für die Prinzipien von Recht und Unrecht im Handeln überhaupt eine wissenschaftliche Grundlage zu finden", darin hat Spencer immer das letzte Ziel seiner Forschung gesehn, dem alle seine andern Arbeiten als Mittel dienen sollten. Als sich daher Ende der siebziger Jahre seine Gesundheit besonders verschlechterte, und die Gefahr nahe lag, dass sein grosses Werk ein Torso ohne Haupt bleiben möchte, unterbrach er die Ausarbeitung der Soziologie und gab in den „Data der Ethik" — d. h. den Generalisationen, die die Biologie, die Psychologie und die Soziologie zum Aufbau einer Theorie vom rechten Leben liefern — wenigstens einen Grundriss seiner ethischen Anschauungen, der seine grundsätzliche Stellung zu diesen wichtigsten aller Fragen fixierte. Die Data der Ethik erschienen 1879; die weitere Ausführung des Grundrisses konnte erst 12 Jahre später erfolgen.

Wie Spencers ganze Philosophie Entwicklungsphilosophie ist, so ist seine Moral Entwicklungsmoral. Auch die moralischen Phaenomene sind gleich allen andern Erscheinungen der Welt Produkte einer Entwicklung, die nach natürlichen Gesetzen vor sich geht. Sie sind nicht, wie manche wollen, etwas ganz Eigenartiges, etwas, das überirdischen Ursprungs aus dem Naturzusammenhang herausfällt und deshalb den gewöhnlichen Methoden der Wissenschaft unzugänglich, ein Mysterium bleibt, das auf eine höhere Welt hindeutet. Er fasst vielmehr das Handeln, mit dem sich die Ethik befasst, als einen Teil des Handelns überhaupt auf und sucht es in diesem grossen Zusammenhang als letztes Glied einer Entwicklungsreihe zu begreifen, die tief unten im animalischen Reich be-

ginnt. Und von hier aus ergiebt sich ihm dann folgendes: Das Verhalten, das wir gut nennen, ist das höher entwickelte, während das schlechte das relativ niedriger entwickelte Verhalten ist. Als gut betrachten wir ein Verhalten, das die Selbsterhaltung fördert, als schlecht eines, das eine lebenmindernde Tendenz hat. Das Verhalten der Eltern nennen wir gut oder schlecht, je nachdem es die Fähigkeit, die Art durch Aufbringen von Nachkommen zu verewigen, fördert oder mindert. Und vorzugsweise gut nennen wir ein Verhalten, das die Tendenz hat, nicht nur das Eigenleben und das der Nachkommen zu einem möglichst hohen Vollendungsgrad zu bringen, sondern zugleich eine gleiche Vollendung des Lebens der Mitmenschen nicht nur nicht hindert, sondern aktiv fördert. Zum besten Handeln erhebt sich das gute Handeln, wenn es gleichzeitig höchste Totalität des Lebens im Selbst, in den Nachkommen und den Mitmenschen zufolge hat.

Durch diese ganze Betrachtungsweise unterscheidet sich Spencers System scharf von allen jenen Moralsystemen, die den Grund der Moral in dem Willen eines übernatürlichen Wesens oder gleich Kant in einem kategorischen Imperativ finden. Näher steht Spencer der utilitarischen Schule. Wenn sie gegenüber Kant und den intuitiven Moralisten behauptet, dass allen Urteilen über Gut und Schlecht, Recht und Unrecht zuletzt immer eine Beziehung auf Lust oder Unlust zu Grunde liegt, so ist das ganz seine Ansicht. Und wenn sie weiter behauptet, dass die ethischen Urteile aus der Erfahrung stammen, nämlich der Erfahrung der guten und schlechten Folgen gewisser Handlungen, so stimmt er auch dem zu — nur macht er gerade hier einen wichtigen Schritt über den gewöhnlichen utilitarischen Standpunkt hinaus. Die utilitarische Schule begeht nämlich gleich dem erkenntnistheoretischen Empirismus den Fehler, dass sie den Menschen zu sehr als isoliertes Wesen, herausgerissen aus dem Zusammenhang mit der sich entwickelnden Menschheit, betrachtet. Indem sie dann in seinem

Geiste mehr oder weniger nur eine unbeschriebene Tafel sieht, auf die erst die individuelle Erfahrung alles einschreibt, was spätere psychologische Analyse dort findet, verschliesst sie sich den Weg zum Verständnis aller ursprünglichen Elemente in der menschlichen Natur. Spencer hat diesen Fehler durchschaut; und seine Einsicht in das Wesen der Vererbung und Entwicklung ermöglichte es ihm, seinen Weg zwischen der Scylla des intuitiven Supranaturalismus und der Charybdis der empiristischen Leugnung aller apriorischen Elemente hindurchzufinden. Er erkennt im Individuum ursprüngliche apriorische Elemente an, weiss sie aber auf natürlichem Weg zu erklären als Resultate einer Erfahrung, die die Gattung als Ganzes gemacht hat. In den Urteilen „gut" und „schlecht" drücken sich nach ihm die unvergesslichen Erfahrungen der Menschheit — nicht des einzelnen Menschenindividuums — über das Nützlich-zweckmässige und das Schädlich-unzweckmässige aus. Das Gewissen ist nichts anderes, als organisierte Erfahrung. Er sagt: „die durch alle frühern Erfahrungen der menschlichen Rassen organisierten und consolidierten Erfahrungen von dem Nützlichen haben entsprechende Nervenmodifikationen hervorgebracht, die durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung zu gewissen moralischen Anschauungsvermögen geworden sind, zu Gefühlen, die rechtem und schlechtem Handeln entsprechen, aber in den individuellen Erfahrungen vom Nützlichen keine Basis zu haben scheinen".

Noch in einem weitern entscheidenden Punkt hat Spencer den Utilitarismus reformiert, dadurch nämlich, dass er die Ethik aus dem Bereiche des rohen Empirismus herauszuheben und zu einer rationellen Wissenschaft zu machen strebte. Diesen Gegensatz zwischen dem gewöhnlichen und seinem geläuterten Utilitarismus charakterisiert er in einem Briefe an John Stuart Mill folgendermassen: „Nach meiner Ansicht hat die Ethik die Aufgabe, zu bestimmen, wie und warum gewisse Verhaltungsweisen schädlich und andere

wohlthätig wirken; diese guten und schlechten Resultate können nicht zufällig sein, sondern müssen mit Notwendigkeit aus der Natur der Dinge selbst folgen. Ich sehe daher die Aufgabe der ethischen Wissenschaft darin, aus den Gesetzen des Lebens und den Bedingungen der Existenz zu deducieren, welche Arten des Handelns notwendig Glück, und welche ebenso notwendig Unglück hervorbringen. Wenn dies geschehn ist, sind diese Deduktionen als Gesetze des Verhaltens anzusehn, und sie sind zu befolgen ohne Rücksicht auf die direkte Abschätzung von Glück und Unglück".

Spencers ethischer Standpunkt lässt sich an der Hand der „Data der Ethik" zusammenfassend dahin definieren: Seine Moral ist eine Evolutionsmoral, die mit der intuitiven Schule im Menschen ursprüngliche moralische Gefühle anerkennt, deren Entstehungsgrund aber gleich den Utilitariern in Erfahrungen des Nützlichen sieht; sie ist Wissenschaft, weil sie sich dadurch, dass sie die moralischen Phaenomene mit den allgemeinen Gesetzen des Lebens in Verbindung bringt, die Anwendung der deduktiven Methode ermöglicht.

53. Im zweiten Abschnitt, den „Induktionen der Ethik", bespricht Spencer im einzelnen die auf empirischem Weg von den Menschen gefundenen Regeln des Handelns, wie sie sich als die wesentlichsten Gesetze bei allen zivilisierten Nationen finden. Der ganze Abschnitt ist eine Illustration für die moralbildende Kraft des Zweckes oder der Nützlichkeit. Der Gesichtspunkt, unter dem er hier die moralischen Phaenomene betrachtet, ist durchweg der soziologische. Die Notwendigkeit des sozialen Zusammenlebens fordert gebieterisch gewisse Verhaltungsweisen; Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit ihnen wird mit dem Prädikat „gut" oder „schlecht" belegt. Spencer beleuchtet zuerst die allgemeine Konfusion in den herrschenden ethischen Wertungen. Sie erscheint teils als Widerstreit der ethischen Sanktionen — indem die einen den Willen Gottes, die andern die Nütz-

lichkeit und wieder andere das Gewissen zum Schiedsrichter über Gut und Böse machen — teils aber als Konflikt zwischen verschiedenen Sittenkodexen. Dieser Konflikt hat seinen Grund darin, dass beinahe alle Gesellschaften zum Zweck ihrer Selbsterhaltung gezwungen sind, von ihren Mitgliedern zwei im innersten Grund entgegengesetzte Verhaltungsweisen zu fordern, nämlich Feindschaft nach Aussen gegen andere Gesellschaften und Freundschaft und Zusammenarbeiten im Innern zwischen den Gliedern derselben Gesellschaft. In Anpassung daran entwickeln sich zwei entgegengesetzte Gefühls- und Ideenreihen, als deren Niederschlag sich zwei widersprechende, aber gleichzeitig befolgte Sittenkodexe darstellen. Drastisch kommt dieser innere Widerspruch zum Ausdruck bei den europäischen Völkern, die sich einer fremden Religion, die allein das Sittengesetz der Liebe und Freundschaft anerkennt, unterworfen haben. Diese Religion geniesst alle nominelle Ehre und allen Gehorsam in Worten; während das alte Sittengesetz der Feindschaft nominell verworfen, in der Praxis aber befolgt und vielfach sogar durch soziale Missachtung erzwungen wird. Man denke nur an das kleine Beispiel des Duellwesens. „Eine dünne Schichte von Christentum, sagt Spencer, lagert sich über einer dicken Schichte unverfälschten Heidentums."

Alle diese Widersprüche nötigen den Erforscher moralischer Phaenomene dazu, „die wirklichen Vorstellungen und Gefühle, mit denen die Menschen die verschiedenen Verhaltungsweisen betrachten, unter Beiseitelassung aller festgestellten Nomenklaturen und Wortbekenntnisse zu ermitteln". Dieser Aufgabe unterzieht sich Spencer in einer Reihe interessanter, ins einzelne gehnder Kapitel, indem er dabei die Fülle von Thatsachen, die ihm seine ausgedehnten soziologischen Studien an die Hand gaben, aufs geschickteste verwertet. Das Hauptergebnis seiner Untersuchung ist der Nachweis von der Unhaltbarkeit jener Lehre der intuitiven Moral, die dem menschlichen Geist

ein ihm ursprünglich eingepflanztes, über Gut und Böse absolut entscheidendes Gewissen zuschreibt. Wahr ist vielmehr, „dass die Gefühle und Vorstellungen, die in jeder Gesellschaft vorherrschen, sich der Art Thätigkeit, die in ihr vorwaltet, anpassen“. In einer Gesellschaft, die in ewigen Kriegen gegen äussere Feinde um ihre Selbsterhaltung zu kämpfen hat, bildet sich ein Sittenkodex heraus, in dem Angriff, Eroberung, Rache vorgeschrieben und kriegerische Tugenden allein hochgeschätzt werden. Umgekehrt wird eine Gesellschaft, in der nur die Werke des Friedens geübt werden, sich zu einem Sittenkodex bekennen, der Gerechtigkeit, Redlichkeit, Rücksicht auf andere, kurz alle die Tugenden vorschreibt, die ein freiwilliges harmonisches Zusammenarbeiten erfordert. Das Rätsel, warum wir in den verschiedenen Gesellschaften und in derselben Gesellschaft zu verschiedenen Zeiten oft die entgegengesetztesten ethischen Wertungen vorfinden, ist gelöst, wenn wir bedenken, dass die verschiedenen äussern Bedingungen, unter denen die einzelnen Gesellschaften leben, ein verschiedenes Verhalten erfordern, und dass die Gefühle, mit denen dieses Verhalten betrachtet wird, sich diesen Erfordernissen anpassen.

54. Im dritten Teil giebt Spencer die Ethik des individuellen Lebens. Der Gesichtspunkt ist hier der biologische. Jenes vollkommene Handeln, das die Ethik als Ideal vorzeichnet, ist, biologisch betrachtet, ein Handeln, bei dem körperliche Funktionen in der Weise, wie es die Bedingungen des Lebens erfordern, ausgeübt werden. Es ist daher unmoralisch, den Körper einer Behandlung auszusetzen, die jenes Gleichgewicht der Funktionen zerstört und seine Lebenskraft herabsetzt. In der Gestaltung eines vollkommenen Lebens, zu dem die Ethik den Weg zu weisen hat, sind die „egoistischen“ Handlungen ein ebenso wichtiger Faktor wie die altruistischen. Dies scheint es Spencer zu rechtfertigen, wenn er in den Kreis ethischer Betrachtung, den die meisten nur auf das Handeln, das

andere im Guten oder Bösen berührt, beschränken, auch jenes Handeln zieht, das in erster Linie nur den Handelnden selbst betrifft. Die Aufstellung rationeller Vorschriften wird ihm hier dadurch ermöglicht, dass er überall auf die Abhängigkeit geistiger von körperlichen Zuständen zurückgeht und ethische Erfordernisse zu einem gewissen Grad auf physiologische Notwendigkeiten gründet. Man denke z. B. an das physiologische Verhältnis, das zwischen dem Aufbrauch von Geweben und der Notwendigkeit der Ruhe zur Wiederherstellung des Verbrauchten besteht. Auf solche physiologische Notwendigkeiten lassen sich bestimmte ethische Vorschriften, die wissenschaftliche Autorität haben, gründen. Ganz allgemein geht Spencer von der Grundvoraussetzung aus, dass Lust den Weg zu einer gesunden, Schmerz den zu einer ungesunden Ausübung körperlicher Funktionen zeige. Die Ausnahmen erklärt er als Resultate einer unvollkommenen Anpassung, die im Lauf der Entwicklung verschwinden werden.

Die Ethik des sozialen Lebens.

55. In den drei nächsten Abschnitten, die den zweiten Band der Ethik ausfüllen, behandelt Spencer die Ethik des sozialen Lebens, und zwar im vierten Abschnitt die Theorie der reinen Gerechtigkeit, während in den zwei folgenden Abschnitten untersucht wird, wie das, was Spencer „positives“ und „negatives Wohlthun“ nennt, die Vorschriften der reinen Gerechtigkeit modifizieren muss. Wir wollen auf diese Ethik des sozialen Lebens noch mit besonderer Ausführlichkeit eingehn, weil Spencer selbst ihr den grössten Wert beilegt, und weil sie die wissenschaftliche Begründung jenes Individualismus ist, den Spencer als ein zweiter „Athanasius contra mundum“ sein ganzes Leben hindurch gegen die sozialistischen Modetheorien verteidigt hat. Wir werden dabei sehn, dass der strenge Individualismus Spencers nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, eine geistige Idiosynkrasie des Philosophen ist, sondern dass er sich

darstellt als eine natürliche und notwendige Frucht seiner ganzen Weltanschauung.

Alles Handeln beurteilen wir darnach, ob es seine Zwecke erreicht; und so betrachten wir auch jenes Handeln, das wir speciell ethisch nennen, objektiv darauf hin, ob es gute oder schlechte Resultate für den Handelnden selbst und für andere hervorbringt. Da uns aber die Entwicklungstheorie lehrt, im menschlichen Handeln nur ein höher entwickeltes tierisches zu sehn, so sind die Grundlagen für eine richtige Theorie des Handelns schon in der Tierwelt zu suchen. Auch für jede Tierspecies giebt es ein Handeln, das relativ gut ist, ein Handeln, das zu der Species in demselben Verhältnis steht, wie das Handeln, das wir moralisch nennen, zur menschlichen Species. Die Grundvoraussetzung dieser ganzen Betrachtungsweise ist die Ablehnung einer pessimistischen und die Annahme einer optimistischen oder besser melioristischen Ansicht vom Leben. Die Erhaltung und das Gedeihen einer Species muss als etwas Wünschenswertes gelten; dann können wir jedes Verhalten, das diesem Ziele dient, als gut, jedes entgegengesetzte als schlecht bezeichnen.

Suchen wir nun von diesem Standpunkt aus nach biologischen Gesetzen, denen gemäss eine Species leben muss, wenn sie sich erhalten und schrittweise höher entwickeln will, so stossen wir auf die zwei Kardinalgesetze der Tierethik, die Spencer dahin formuliert:

1. Während der Zeit der Unmündigkeit müssen die empfangenen Wohlthaten in umgekehrtem Verhältnis zu den besessenen Fähigkeiten stehn.

2. Mit erreichter Reife muss der Betrag dessen, was ein Individuum für sich erlangt, in direktem Verhältnis zu seinem Wert stehn; den Wertmesser bildet dabei seine grössere oder geringere Angepasstheit an die Lebensbedingungen.

Ohne das erste Gesetz ginge jede Species aus Mangel an Nachkommenschaft zu Grunde, da diese sich nicht aus

eignen Kräften erhalten kann. Das zweite dagegen sorgt für das Ueberleben der Passendsten und damit für die Erhaltung und Weiterentwicklung der Art. Dieses zweite biologische Gesetz nun lautet ethisch gewendet: Jedes Individuum soll den Wirkungen seiner eignen Natur und des aus ihr resultierenden Verhaltens unterworfen sein. Spencer nennt es das Gesetz der „subhuman justice". Er weist darauf hin, wie dieses Gesetz um so klarer hervortritt, je höher die Organisation der Tiere ist.

Eine äusserst wichtige Modifikation erleidet nun dieses Gesetz der „untermenschlichen Gerechtigkeit" bei Tieren, die in Herdenform leben. Es folgt nach allen Gesetzen der Entwicklung, dass ein solches herdenmässiges Zusammenleben sich nur bilden kann, wenn die Vorteile, die es den einzelnen Individuen bietet, die aus ihm entspringenden Nachteile überwiegen. Die Mitglieder der Herde müssen also gewisse Bedingungen erfüllen; zu dem positiven Element der „subhuman justice" tritt ein negatives hinzu. Es lässt sich kurz dahin definieren: Das Durchschnittsbetragen darf nicht so aggressiv sein, dass es Uebel erzeugt, die das durch Kooperation gewonnene Gute überwiegen; oder anders: Jedes Individuum der Herde hat, indem es das aus seiner eignen Natur und seinem eignen Thun quellende Gute und Böse empfängt, sein Handeln der Beschränkung zu unterwerfen, dass es nicht in irgend einem beträchtlichen Grade in das Handeln aller andern störend eingreift. Neben dieser Selbstunterordnung unter das Interesse anderer müssen in Herden, die im Kampf mit andern leben, die Individuen sich und ihr eignes Interesse da aufzuopfern bereit sein, wo das Wohl der ganzen Herde auf dem Spiele steht.

56. Wie nun menschliches Leben nur eine Weiterentwicklung des untermenschlichen ist, so ist auch die menschliche Gerechtigkeit nur eine Weiterentwicklung der untermenschlichen.

Jenes oberste biologische Gesetz, von dessen Befolgung

Erhaltung und Gedeihen einer jeden Tierspecies abhängen, und das vorschreibt, dass jedes Individuum die guten und die schlimmen Folgen seiner eignen Natur und seines eignen Handelns tragen soll, gilt daher auch für die Menschen; auch sie können es nicht ungestraft verletzen. Weiter entsteht nun herdenmässiges Zusammenleben unter Menschen im Verlauf der Entwicklung von selbst; einfach weil es der Varietät, bei der es sich bildet, von Nutzen ist teils durch Förderung der allgemeinen Sicherheit, teils durch Erleichterung der Gewinnung des Lebensunterhalts. Natürlich können aber auch in diesem Falle die Vorteile der Kooperation nur dann genossen werden, wenn gewissen Erfordernissen, die das Zusammenleben auferlegt, entsprochen wird. Es entwickelt sich daher von selbst als natürliches Produkt menschlichen Lebens unter sozialen Bedingungen ein System von Gesetzen, die Beschränkungen des Handelns auferlegen. Und so wird auch für menschliches Leben jenes erste und ursprüngliche Gesetz der Gerechtigkeit auf dreifache Weise qualifiziert 1) durch die Selbstunterordnung, die die Rücksicht auf die Nachkommen auferlegt; 2) durch die Selbstbeschränkung, die durch das Zusammenleben erheischt wird und 3) durch die teilweise oder vollständige Aufopferung des individuellen Lebens in der Verteidigung der Gattung.

Spencer sucht nun die Entstehung eines den bisher besprochenen thatsächlichen Verhältnissen korrespondierenden Gefühls, des Gerechtigkeitsgefühls zu erklären. Er stützt sich dabei auf den durch geschichtliche und psychologische Erfahrung festgestellten allgemeinen Satz, dass die menschlichen Wesen im stande sind, ihre Gefühle und Vorstellungen progressiv den Lebensweisen anzupassen, die ihnen der soziale Zustand auferlegt, in den sie hineingewachsen sind. Unter den so entstehnden sozialen Gefühlen ist das allerwichtigste das Gerechtigkeitsgefühl. Es setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen, dem egoistischen und dem altruistischen Gerechtigkeitsgefühl. Das egoistische ist das subjektive Correlat, das dem ersten objektiven Er-

fordernis, das die Gerechtigkeit konstituiert, entspricht, dem, dass jeder die Früchte seines eignen Handelns geniessen soll. Seine Erklärung bietet keine Schwierigkeiten; es ist ein ursprünglicher Bestandteil des Gefühlslebens auch der niedern Tiere. Schwerer zu erklären ist die Entstehung des altruistischen Gerechtigkeitsgefühls, das dem objektiven Erfordernis der Wahrung der gleichen Rechte der andern entspricht. Es stehn sich nämlich hier zwei scheinbar widersprechende Sätze entgegen, die beide unbestreitbar sind. Einmal kann das altruistische Gerechtigkeitsgefühl nur entstehn im Lauf der Anpassung an das soziale Leben. Zweitens wird aber soziales Leben seinerseits nur möglich durch Aufrechterhaltung derjenigen billigen Beziehungen, die das altruistische Gerechtigkeitsgefühl voraussetzen. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt nun darin, dass soziales Zusammenleben ursprünglich nicht durch das altruistische Gerechtigkeitsgefühl, sondern, wie Spencer es nennt, durch ein proaltruistisches Gefühl möglich gemacht wird, als dessen Grundlage er das Gefühl der Furcht nachweist, einer Furcht vor Wiedervergeltung, vor sozialer Missbilligung, vor gesetzlicher Bestrafung und göttlicher Rache. Indem durch dieses Gefühl die einzelnen Individuen von allzu häufigen und schweren Verletzungen der Nebenindividuen abgehalten werden, wird soziales Leben möglich; und damit sind die Bedingungen gegeben, unter denen sich sympathisches Empfinden, die eigentliche Quelle des wirklichen altruistischen Gerechtigkeitsgefühls, entwickeln kann.

Wir unterscheiden also in der Idee der Gerechtigkeit zwei Elemente: erstens ein positives, d. h. der Anspruch jedermanns auf ungehinderte Thätigkeit und auf die Ergebnisse derselben wird anerkannt; und zweitens ein negatives, d. h. es besteht ein Bewusstsein der Grenzen, die die Gegenwart anderer Menschen, die dieselben Ansprüche haben, nötig macht. Und so finden wir als die zwei Faktoren der wahren Gerechtigkeit die Idee der Ungleichheit und

die der Gleichheit — insofern einmal ungleicher Betrag von Gütern ungleichen Kräften entsprechen soll, und insofern zweitens die Grenzen der Handlungssphären für alle gleich sein sollen.

Einseitiges Hervorheben eines dieser zwei Faktoren scheint Spencer die Ursache aller falschen moralischen und sozialen Theorien; sie enthalten immer nur die Hälfte der Wahrheit. Vermieden wird aber jede Inkongruität, wenn wir die Idee der Gleichheit auf die Grenzen, die der Ungleichheit auf die Erfolge anwenden. Die allgemeine Formel der Gerechtigkeit hat also sowohl ein positives als ein negatives Element zu enthalten. Das positive drückt ein Erfordernis aus, das für das Leben im allgemeinen gilt; das negative qualifiziert dieses Erfordernis in der Weise, die nötig wird, wenn statt eines Lebens allein viele zusammen geführt werden sollen. Sie lautet also kurz: Freiheit eines jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der andern, d. h. jeder hat die Freiheit, zu thun, was er will, vorausgesetzt dass er nicht die gleiche Freiheit jedes andern verletzt.

57. Spencer macht sich nun daran, des weitern eine Reihe Corollarsätze aus diesem allgemeinen Prinzip zu entwickeln. Sie drücken in Wahrheit sogenannte „Rechte der Individuen" aus. Sein Gedankengang ist dabei folgender: Geben wir zu, dass jedermann eine gewisse beschränkte Freiheit geniessen muss, so sagen wir damit, dass es recht ist, dass er diese beschränkte Freiheit haben soll. Können wir also in den einzelnen Fällen zeigen, dass ihm die Freiheit, bis zu einer gewissen Grenze, aber nicht über sie hinaus zu handeln, zusteht, so geben wir damit zu, dass es recht ist, dass er die bestimmte, so definierte Freiheit haben soll. Und deshalb werden die bestimmten, aus dem Gesetz der gleichen Freiheit deducierbaren Freiheitsbefugnisse mit Recht seine „Rechte" genannt.

Spencer sucht nun von allen diesen Rechten nachzuweisen einmal, dass sie mit gewöhnlichen ethischen Be-

griffen zusammenfallen, und ferner, dass sie im Lauf der Kulturentwicklung zum grössten Teil auch gesetzlich erzwingbar werden. Ueberall betont er, dass ihre Quelle nicht das positive Gesetz ist, sondern dass umgekehrt das Gesetz selbst seine höhere Berechtigung von ihnen ableitet.

Er behandelt so des nähern das Recht auf physische Integrität, auf Freiheit der Bewegung und Ortsveränderung, auf den Gebrauch der natürlichen Media wie Licht, Luft und Land. Unter dem Titel Eigentumsrecht erörtert er die Schwierigkeiten, die einer ethischen Rechtfertigung des Eigentums an Grund und Boden entgegenstehn. Die Anerkennung dieses Rechts scheint ihm überall ursprünglich auf einer Anerkennung der natürlichen Beziehung zwischen Anstrengung und Lohn zu beruhen. Weitere Rechte sind das Eigentumsrecht an unkörperlichen Sachen, das Recht zu schenken und zu testieren, das Recht auf Tausch- und Vertragsfreiheit, auf Gewerbefreiheit, auf Glaubens-, Rede- und Druckfreiheit. Damit glaubt Spencer den Umfang der zutreffenderweise sogenannten Rechte erschöpft zu haben. Sie sind alle ableitbar aus dem Gesetz der gleichen Freiheit, dem Grundgesetz alles sozialen Lebens. Wie steht es nun mit den sogenannten politischen Rechten, um die sich doch eigentlich immer der Kampf der Parteien gedreht hat? Darauf antwortet Spencer: Niemand hat einen natürlichen Anspruch auf solche politischen Rechte, wie etwa das Recht, einen Stimmzettel abzugeben, Geschworener zu sein u. s. w. Wenn die Rechte eines Menschen nur ebensoviele Ausschnitte aus der allgemeinen Freiheit sind, seine Lebenszwecke zu verfolgen innerhalb solcher Schranken, wie sie sich aus der Anwesenheit anderer ergeben, die gleiche Zwecke verfolgen, dann besitzt er, wenn seine Freiheit in keiner weitern Weise beschränkt ist, alle seine Rechte. Wir müssen uns hier davor hüten, Mittel für Zwecke zu halten und den Mitteln nachzujagen bis zur Missachtung der Zwecke. Nun ist aber der Staat nichts anderes als ein Werkzeug zur Aufrechterhaltung der eigent-

die der Gleichheit — insofern einmal ungleicher Betrag von Gütern ungleichen Kräften entsprechen soll, und insofern zweitens die Grenzen der Handlungssphären für alle gleich sein sollen.

Einseitiges Hervorheben eines dieser zwei Faktoren scheint Spencer die Ursache aller falschen moralischen und sozialen Theorien; sie enthalten immer nur die Hälfte der Wahrheit. Vermieden wird aber jede Inkongruität, wenn wir die Idee der Gleichheit auf die Grenzen, die der Ungleichheit auf die Erfolge anwenden. Die allgemeine Formel der Gerechtigkeit hat also sowohl ein positives als ein negatives Element zu enthalten. Das positive drückt ein Erfordernis aus, das für das Leben im allgemeinen gilt; das negative qualifiziert dieses Erfordernis in der Weise, die nötig wird, wenn statt eines Lebens allein viele zusammen geführt werden sollen. Sie lautet also kurz: Freiheit eines jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der andern, d. h. jeder hat die Freiheit, zu thun, was er will, vorausgesetzt dass er nicht die gleiche Freiheit jedes andern verletzt.

57. Spencer macht sich nun daran, des weitern eine Reihe Corollarsätze aus diesem allgemeinen Prinzip zu entwickeln. Sie drücken in Wahrheit sogenannte „Rechte der Individuen“ aus. Sein Gedankengang ist dabei folgender: Geben wir zu, dass jedermann eine gewisse beschränkte Freiheit geniessen muss, so sagen wir damit, dass es recht ist, dass er diese beschränkte Freiheit haben soll. Können wir also in den einzelnen Fällen zeigen, dass ihm die Freiheit, bis zu einer gewissen Grenze, aber nicht über sie hinaus zu handeln, zusteht, so geben wir damit zu, dass es recht ist, dass er die bestimmte, so definierte Freiheit haben soll. Und deshalb werden die bestimmten, aus dem Gesetz der gleichen Freiheit deducierbaren Freiheitsbefugnisse mit Recht seine „Rechte“ genannt.

Spencer sucht nun von allen diesen Rechten nachzuweisen einmal, dass sie mit gewöhnlichen ethischen Be-

griffen zusammenfallen, und ferner, dass sie im Lauf der Kulturentwicklung zum grössten Teil auch gesetzlich erzwingbar werden. Ueberall betont er, dass ihre Quelle nicht das positive Gesetz ist, sondern dass umgekehrt das Gesetz selbst seine höhere Berechtigung von ihnen ableitet.

Er behandelt so des nähern das Recht auf physische Integrität, auf Freiheit der Bewegung und Ortsveränderung, auf den Gebrauch der natürlichen Media wie Licht, Luft und Land. Unter dem Titel Eigentumsrecht erörtert er die Schwierigkeiten, die einer ethischen Rechtfertigung des Eigentums an Grund und Boden entgegenstehn. Die Anerkennung dieses Rechts scheint ihm überall ursprünglich auf einer Anerkennung der natürlichen Beziehung zwischen Anstrengung und Lohn zu beruhen. Weitere Rechte sind das Eigentumsrecht an unkörperlichen Sachen, das Recht zu schenken und zu testieren, das Recht auf Tausch- und Vertragsfreiheit, auf Gewerbefreiheit, auf Glaubens-, Rede- und Druckfreiheit. Damit glaubt Spencer den Umfang der zutreffenderweise sogenannten Rechte erschöpft zu haben. Sie sind alle ableitbar aus dem Gesetz der gleichen Freiheit, dem Grundgesetz alles sozialen Lebens. Wie steht es nun mit den sogenannten politischen Rechten, um die sich doch eigentlich immer der Kampf der Parteien gedreht hat? Darauf antwortet Spencer: Niemand hat einen natürlichen Anspruch auf solche politischen Rechte, wie etwa das Recht, einen Stimmzettel abzugeben, Geschworener zu sein u. s. w. Wenn die Rechte eines Menschen nur ebensoviele Ausschnitte aus der allgemeinen Freiheit sind, seine Lebenszwecke zu verfolgen innerhalb solcher Schranken, wie sie sich aus der Anwesenheit anderer ergeben, die gleiche Zwecke verfolgen, dann besitzt er, wenn seine Freiheit in keiner weitern Weise beschränkt ist, alle seine Rechte. Wir müssen uns hier davor hüten, Mittel für Zwecke zu halten und den Mitteln nachzujagen bis zur Missachtung der Zwecke. Nun ist aber der Staat nichts anderes als ein Werkzeug zur Aufrechterhaltung der eigent-

alle seine andern Thätigkeiten als solche definieren, durch die er sich in die Führung des Lebens selbst einmischt, indem er den Individuen entweder hilft oder sie lenkt oder ihre Thätigkeiten beschränkt. Gegen diese Ausdehnung der staatlichen Thätigkeit scheinen Spencer Gründe von zweierlei Art zu sprechen. Sie ist zu verdammen sowohl vom Standpunkt der Gerechtigkeit, als von dem der Nützlichkeit.

Alle weitern Thätigkeiten des Staates sind nämlich zuletzt Handlungen, die die Freiheit vieler Individuen mehr beschränken, als durch die Aufrechterhaltung der gleichen Freiheit aller andern Individuen erheischt wird. Sie bedeuten also einen Bruch des Gesetzes der gleichen Freiheit. Bedeutet aber Gerechtigkeit die Freiheit eines jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der andern, dann ist die Auferlegung jeder weitern Beschränkung eine Ungerechtigkeit, ganz einerlei, ob die Macht, von der sie ausgeht, ein König, eine Aristokratie oder die Majorität einer Demokratie ist. Jenes Recht der gleichen Freiheit und die aus ihm abgeleiteten besondern Rechte existieren nicht durch die Autorität des Staates, sondern der Staat seinerseits existiert nur als ein Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung. Verletzt er sie aber, statt sie zu schützen, so thut er Unrecht, statt Unrecht zu verhüten. Das ist der Kern der Ausführungen, die Spencer vom Standpunkt der Ethik gegen eine weitere Ausdehnung der Staatsthätigkeit richtet.

Die zahlreichen andern Argumente, die Spencer in allen möglichen Formen gegen den Staatssozialismus vorgebracht hat, lassen sich zuletzt auf zwei Grundgedanken zurückführen, von denen der eine in der Soziologie, der andere in der Psychologie wurzelt.

Die meisten Menschen haben infolge eines schwach ausgebildeten Kausalbewusstseins und aus Mangel an konstruktiver Einbildungskraft nur einen äusserst verstümmelten, unklaren Begriff von dem Wesen einer Gesellschaft. Sie erscheint ihnen als etwas weit Einfacheres, als sie in Wirk-

lichkeit ist, als etwas künstlich Gemachtes, das nach Belieben umgemodelt werden kann. Sie verkennen die wahren Ursachen und die treibenden Kräfte, die ihr Sein, ihre Entwicklung und ihren Verfall bestimmen, und sie sehn statt dessen immer nur in Personen die wirkenden Agentien. Spencer dagegen ist durchdrungen von der Vorstellung, dass die Gesellschaft ein lebendiger, ungemein komplizierter Organismus ist; er hat einen Blick gethan in das unendlich verwickelte Getriebe der sozialen Bestrebungen und Zusammenhänge; er hat eine Reihe der bestimmenden Grundkräfte, die immer wirkten und immer wirken werden, erkannt. Sein Glaube an die natürlichen Kräfte und ihre vis medicatrix ist daher eben so gross, wie sein Vertrauen auf menschliches, gewolltes Eingreifen schwach ist. Er glaubt der menschlichen Einsicht die Kompetenz in einer Frage absprechen zu müssen, deren Lösung Allwissenheit und Allmacht voraussetzt. —

Nun die zweite Quelle seiner Ansichten: seine Auffassung der menschlichen Natur. Heutzutage glaubt eigentlich niemand mehr an papierne Konstitutionen; der Glaube an papierne soziale Institutionen dagegen steht noch in voller Blüte. Er erscheint Spencer gleich unhaltbar. Nur die Institutionen taugen etwas, die dem durchschnittlichen Charakter der Menschen entsprechen. Nicht die Institutionen machen die Menschen, sondern sie sind selbst ein naturnotwendiger Ausfluss des menschlichen Wesens. Der menschliche Charakter selbst aber ist das Resultat einer vieltausendjährigen Geschichte, in der sich die Menschheit allmählich aus dem antisozialen Zustand ewiger Kriege zu dem heutigen vergleichsweise sozialen Zustand emporgeschwungen hat. Eine Reihe von Zügen, die in jenen vergangenen Zeiten wilder Kämpfe und ungezügelter Leidenschaften sich ausgebildet haben und damals den Menschen zur Behauptung im Kampf ums Dasein geschickt machten, belasten ihn noch heute und bilden die Quelle des meisten Elends und Unfriedens in der Gesellschaft. So wenig Spencer aber eine

Unveränderlichkeit des menschlichen Charakters behauptet, so durchdrungen ist er von der Ansicht, dass jede Veränderung nur eine ganz allmähliche und stetige sein kann. Erziehen und Predigen helfen hier so gut wie nichts; wirksam ist nur die ununterbrochene, langsame und oft grausame Zucht, die durch die Natur der Verhältnisse geübt wird. — Wie wichtig gerade dieser Gesichtspunkt Spencer erscheint, erhellt aus folgendem interessanten Brief, den er an den Verfasser dieser Schrift gerichtet hat. „Unter den Ansichten, schreibt er, auf die ich besondern Nachdruck gelegt sehn möchte, ist vielleicht die praktisch wichtigste eine, der ich von Zeit zu Zeit Ausdruck gegeben habe, nämlich, dass eine dauernde Verbesserung einer Gesellschaft unmöglich ist ohne eine Verbesserung der Individuen, dass die Gesellschaftstypen und ihre Thätigkeitsformen notwendig bestimmt sind durch den Charakter ihrer Einheiten, und dass sie sich trotz aller oberflächlichen Ummodlungen ihrem Wesen nach nicht schneller ändern können, als sich die Individuen ändern, und dass deshalb alle jene Pläne schneller und fundamentaler Reorganisation, die heute so viele Leute bezaubern, erfolglos sein müssen und einfach mit einer Rückkehr zu einem Zustand enden werden, der sich von dem frühern nur seiner oberflächlichen Form nach unterscheidet. Es ist gerade so unmöglich aus inferioren Menschen durch eine besondere Art sozialer Arrangierung eine gute Gesellschaft zu machen, als es unmöglich ist, aus schlechtem Baumaterial durch eine besondere Baumethode ein gutes Haus zu bauen. Ich glaube jedoch, dass keine Argumente, so schlagend sie auch sein mögen, irgend welche Wirkung haben werden; denn in den grossen Rhythmen sozialer Veränderungen sind die wirkenden Kräfte zu mächtig, als dass sie sich durch individuelle Einflüsse kontrollieren liessen. Ich glaube, dass der Sozialismus unvermeidlich ist, dass er aber das grösste Unglück sein wird, das die Welt je erlebt hat, und dass er in einem Militärdespotismus der schärfsten Form enden wird.“

Spencer hat seitdem im dritten Band der Soziologie diese pessimistische Prophezeiung über die nächste Zukunft der europäischen Völker wiederholt. Ein Ueberblick über die Tendenzen unserer Zeit scheine den Schluss unabweisbar zu machen, dass wir einem Staat entgegentreiben, in dem „kein Mann thun kann, was ihm beliebt, sondern jeder thun muss, was er geheissen wird". Spencer hat sich aber durch seine trübe Auffassung der nächsten Zukunft seinen Glauben an den schliesslichen sozialen Fortschritt der menschlichen Rasse nicht erschüttern lassen. Die sozialistische Phase wird vorübergehn, und die Menschheit wird ihren Marsch wiederaufnehmen in das gelobte Land, wo das Gesetz der gleichen Freiheit für alle verwirklicht ist, und wo die Anpassung der menschlichen Natur an den sozialen Zustand vollkommen sein wird.

59. Gerechtigkeit ist das Fundament des sozialen Zusammenlebens; soll es aber seine höchste Vollendung erreichen, so muss die Gerechtigkeit durch Liebe und Sympathie ergänzt werden. Von der Rolle, die diese im Haushalt des sozialen Zusammenlebens zu spielen haben, handelt der Schluss der sozialen Ethik, die zwei Abschnitte „vom negativen und positiven Wohlthun".

So interessant sie nun an sich sind, an organischer Wichtigkeit für das Ganze des Systems kommen sie dem ersten Abschnitt nicht gleich. Der ungemein gesteigerten Komplexität der hier behandelten Phaenomene gegenüber versagt die deduktive Methode. Die ethischen Prinzipien, die Spencer hier aufstellt, sind nicht oder nur zum kleinen Teil aus den allgemeinen Gesetzen des Lebens abgeleitet; ihre „Affiliation" an die Lehre der Entwicklungstheorie ist relativ schwach, und sie beruhen daher wesentlich auf einer rein empirischen Grundlage.

In der Lehre von der „Gerechtigkeit" konnte von dem rein persönlichen Element abstrahiert werden, und mit dem in ihr vorherrschenden Grundbegriff der Idee der Gleichheit war auch die Idee des Masses und damit die Mög-

lichkeit annähernd exakt wissenschaftlicher Schlüsse gegeben. In der Lehre vom „Wohlthun“ fehlt es an einer solchen Direktive, und in sie musste die „persönliche Gleichung“ notwendig eintreten. Dieser Missstand verhindert jedoch nicht, dass die evolutionäre Denkweise auch diese Abschnitte durchdringt und manches neue Licht auf das verwickelte Problem des Wohlthuns wirft, in dessen Lösung Kopf und Herz so vielfach im Widerspruch stehn, und in der gerade in unserer Zeit der „wirtschaftliche“ Mensch und der „Gefühlsmensch“ so oft hart zusammenstossen. Spencers Behandlung des Problems hat daneben eine Reihe weiterer Verdienste. Sie betrachtet die Frage von allen Seiten; sie untersucht nicht nur überall, welches die unmittelbaren Folgen „wohlthätiger“ Handlungen für Thäter und Empfänger sind, sondern sie zieht überall auch die mittelbaren in Betracht und ergänzt diese Betrachtung durch eine Erwägung der Folgen, die sie für die von beiden abhängigen Personen und die Gesellschaft im allgemeinen haben müssen. Das von ihm beobachtete Verfahren giebt den oft „konfusen und sich widersprechenden landläufigen Ideen über das Wohlthun“ Zusammenhang, und seine etwas fremdartige, aber sinnreiche Klassifikation ermöglicht es, den Gegenstand der Untersuchung in alle seine Verzweigungen bis herab zur Ethik der Kleidung und des Salons zu verfolgen.

Die Ethik des sozialen Lebens hat es mit altruistischen Handlungen zu thun, d. h. allen denen, „die zum Glück der Nebenmenschen entweder negativ durch Selbstbeschränkung oder positiv durch Anstrengung für ihr Wohl beitragen“. Alle diese Handlungen fallen unter die zwei Unterabteilungen der Gerechtigkeit und des Wohlthuns. Jene besteht „in einer sympathischen Anerkennung der Ansprüche anderer auf freie Thätigkeit und die Früchte ihrer freien Thätigkeit“, dieses „in der sympathischen Anerkennung der Ansprüche anderer auf Hülfe in der Erlangung dieser Früchte und in der Bessergestaltung ihres Lebens“.

Diese Unterscheidung scheint Spencer von fundamentaler Bedeutung zu sein. Das Gesetz der Gerechtigkeit ist das primäre; seine Befolgung ist die conditio sine qua non für ein soziales Zusammenleben, und ihre Erzwingung ist daher Aufgabe des Staates. Das Gesetz des Wohlthuns ist ihm gegenüber von sekundärer Bedeutung; das erste darf seinetwegen nicht gebrochen werden. Es geht deshalb nur das Individuum als solches und nicht den Staat an. „Jedes Wohlthun, das die Gesellschaft in ihrer korporativen Eigenschaft ausübt, muss darin bestehn, dass sie den einen Teil des Ertrags ihrer Thätigkeit wegnimmt, um ihn andern zu geben, deren Thätigkeit nicht so erfolgreich war. Wendet sie dabei Zwang an, so greift sie in die natürlichen Beziehungen zwischen dem Verhalten und seinen Folgen ein und verletzt so das primäre Gesetz des sozialen Zusammenlebens“. . . . Eine Verwischung des fundamentalen Unterschieds zwischen Gerechtigkeit und Wohlthun seitens des Staates muss nach Spencers Ansicht zu einer Entmutigung des Fleisses und Wohlverhaltens, zu allmählicher körperlicher und geistiger Entartung und schliesslich zu Anarchie und Kommunismus führen.

Das „Wohlthun“ selbst teilt Spencer dann ein in „negatives“ und „positives“. Jenes charakterisiert sich durch „Passivität in Wort und Rat in Fällen, wo ein egoistischer Vorteil oder Lust durch Handeln gewonnen werden könnte“, während dieses alle Handlungen umfasst, die „das Opfer eines wirklichen oder potentiellen Besitzes zu Gunsten eines oder mehrerer andern involvieren“. Die moralische Sanktion beider Arten des Handelns findet Spencer darin, dass sie zu unmittelbarem oder künftigem Glück oder beidem zugleich beitragen und infolge davon zur Erhaltung der Art, insofern diese als der Empfänger des vermehrten Glücks zu betrachten ist.

Unter der Kategorie „Negatives Wohlthun“ wird dann im einzelnen untersucht, welche innere Schranken das Handeln des moralischen Menschen in Bezug auf die Kon-

kurrenz, die Erzwingung von Kontrakten, unverdientes Schenken, das Erteilen von Lob und Tadel u. s. w. bestimmen werden. Mit dem Kapitel „Eheliches Wohlthun“ geht er zum positiven Wohlthun über und untersucht seine Berechtigung im sozialen und politischen Leben, in den Beziehungen zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, in dem Verhalten gegen Kranke und Gefährdete, gegen Arme, gegen unterstützungsbedürftige Freunde u. s. w.

Zu den interessantesten Kapiteln gehört das mit der etwas seltsamen Ueberschrift „Politisches Wohlthun“; es ist voll bitterer, aber heilsamer Wahrheiten für Politiker, wie für Wähler. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Proben zu geben. Hier eine Pille für den „Nichtpolitiker“, der sich auf seine politische Teilnahmlosigkeit noch etwas zu gut thut: „Unter einem politischen System wie das, in das wir hineingewachsen sind, ist Teilnahme am politischen Leben die Pflicht eines jeden Bürgers; ihre Nichterfüllung ist zugleich kurzsichtig, undankbar und gemein. Kurzsichtig, weil Enthaltung, wenn sie allgemein würde, Verfall aller guten Einrichtungen, die bestehn, bedeutete; undankbar, weil sich Nicht-Kümmern um die guten Einrichtungen, die patriotische Vorfahren hinterlassen haben, unsere Schuld gegen sie ignorieren heisst; gemein, weil Nutzen aus solchen Einrichtungen zu ziehn, ihre Erhaltung und Verbesserung aber andern zu überlassen, Geneigtheit verrät, Wohlthaten zu empfangen, aber nicht zu vergelten.“

Und hier eine andere Pille für den Parteifanatiker: „Ja aber Parteiloyalität erfordert diese Opfer der Ueberzeugung! Ja, Parteiloyalität ist zu einer eingebildeten Tugend geworden, der die wirkliche Tugend der Wahrhaftigkeit geopfert wird. Woher kommt sie, diese angebliche Tugend der Parteiloyalität? In welch ethischem System findet sie einen Platz? Sie ist nichts anders als eine unehrliche Art des Handels, vermummt in eine euphemistische Phrase, N i c h t s n u t z im Gewand des Verdienstes.“

Spencer schliesst die Ethik mit einer sehr schönen

Stelle, die seltsam an Worte im Zarathustra gemahnt, in denen Nietzsche vom Menschen fordert, er solle sich als „Brücke zum Uebermenschen“ betrachten. Der strenge Philosoph wird zum Seher und malt ein luftiges Ideal, das dem flüchtigen Leben des Einzelmenschen einen neuen und höhern Sinn giebt, ein Ideal freilich, das, um als Motiv zu wirken, eine Tiefe der Resignation und eine Weite der Sympathie voraussetzt, wie sie nur wenigen auserlesenen Geistern eigen sind. „Dereinst — so lauten die Schlussworte des Systems der synthetischen Philosophie — wird es höchster Ehrgeiz des Wohlthuenden sein, Teil zu haben — wenn auch nur einen unaussprechlich kleinen und unbekannten Teil — am ‚Machen der Menschen‘. Die Erfahrung lehrt, dass sich zuweilen äusserstes Interesse an die Verfolgung völlig selbstloser Zwecke knüpfen kann; und im Laufe der Zeit werden der Menschen mehr und mehr werden, deren selbstloser Zweck die Höherentwicklung der Menschheit sein wird. Indem sie von den Höhen des Gedankens hinausschauen auf jenes in weiter Zukunft liegende Leben ihrer Rasse, dessen nicht sie, sondern erst ihre entfernten Nachkommen sich erfreuen sollen, wird ihnen ein stilles Glück aus dem Bewusstsein erblühen, mitgeholfen zu haben am Vormarsch in jenes Land der Zukunft“.

Schluss.

Wir stehn jetzt am Ende unserer langen Wanderung durch den grossartigen Gedankenbau, den Herbert Spencer mit unermüdlichem Fleiss und nie verzagender Beharrlichkeit ausgeführt hat. Wir haben ihn mit schnellen Schritten durcheilt und uns nur da und dort etwas länger aufgehalten. Der Eindruck, den eine so eilige Wanderung hinterlässt, muss notwendig, wie wir schon in der Einleitung prophezeiten, mehr oder weniger oberflächlicher Natur sein; er wird aber doch hinreichen, uns davon zu überzeugen, dass wir in dem System der synthetischen Philosophie ein Monumentalwerk vor uns haben, das seinem Schöpfer immer einen Platz unter den geistigen Heroen der Menschheit sichern muss. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, welch gewaltige Anforderungen eine Aufgabe, wie Spencer sie sich stellte, an Charakter und Willen richten muss; nicht geringer sind aber die intellektuellen Voraussetzungen. Alle Beharrlichkeit und aller Fleiss hätten nichts geholfen, wenn sich nicht mit ihnen ein geradezu encyclopädisches Wissen, ein ebenso weiter als tiefer Blick, eine Meisterschaft der Methode und eine erstaunliche Kraft in der Beherrschung und Organisierung von Ideen — wie das Spencers vornehmste intellektuelle Tugenden sind — vereinigt hätten. Es ist menschlich und rührend, wenn Spencer, der sonst alles Hervorheben seiner Persönlichkeit aufs strengste vermeidet, in der Vorrede zum letzterschienenen Band des Systems mit einer kurzen Bemerkung verrät, wie „ihn selbst Erstaunen über die Kühnheit seines Unternehmens und noch grösseres Erstaunen über seine Vollendung ergreift“. Und es ist nicht ohne Pathos, wenn er fortfährt: „Unkluges Handeln schlägt nicht immer fehl. Und zuweilen wird eine verlorene Hoffnung durch den Erfolg gerechtfertigt.

Zwar haben mich neben manch anderm viele Rückfälle, die bald Wochen, bald Monate und einmal viele Jahre dauerten, oft am Erreichen meines Zieles verzweifeln lassen, aber nun ist das Ziel endlich doch erreicht. In frühern Tagen hätte zweifellos mein Herz höher geschlagen; wenn aber hohes Alter über uns schleicht, werden die Gefühle schwächer, und nun ist meine Hauptfreude meine Emancipation. Befriedigung gewährt allerdings das Bewusstsein, dass Verluste, Entmutigung und verlorene Gesundheit mich nicht abgehalten haben, den Zweck meines Lebens zu erfüllen". Das sind stolz bescheidene Worte, und niemand hat mehr Recht, sie zu äussern, als Spencer.

Wir haben uns in den vorangehnden Kapiteln im wesentlichen referierend verhalten; kritische Bemerkungen finden sich nur da und dort. Diese, wenn man will, „unkritische" Haltung scheint mir durch zwei Erwägungen gerechtfertigt. Einmal ist der Zweck des vorliegenden Buches, eine Einführung in die Spencersche Philosophie, nicht eine Kritik derselben zu geben, und dann schien mir eine eigentliche Kritik im Rahmen unserer Darstellung überhaupt unmöglich zu sein. Eine fruchtbare Kritik der Spencerschen Philosophie, d. h. eine Kritik, die nicht nur apodiktische Behauptungen aufstellen, sondern einen Beweis für sie antreten wollte, müsste nämlich zehnmal den Raum füllen, auf den unsere bescheidene Einleitung berechnet war. Nicht liegt dagegen unserer Enthaltung von einer Kritik die Ansicht zu Grunde, dass das Spencersche System über Kritik erhaben sei oder ihr nicht manche sehr diskutable Anhaltspunkte bieten würde. Dass ein System wie das Spencers, das alles im Himmel und auf Erden in den Kreis seiner Betrachtung zieht, in vielen Einzelfragen irren muss, ist bei der Beschränktheit auch des höchsten Intellektes apriori wahrscheinlich und liesse sich aus Spencers Schriften ohne zu grosse Mühe beweisen. Das ist selbstverständlich; aber auch in vielen Hauptpunkten scheint mir sein System legitimen Anlass zur Kritik zu geben. Sie

könnte z. B. darauf hinweisen, dass die „Vereinheitlichung des Wissens“, die Spencer erstrebt, an vielen Stellen mehr scheinbar als wirklich sei, so besonders wo es sich um die Korrelation zwischen geistiger und physischer Evolution handelt; sie könnte zeigen, dass die Lehre vom Unerkennbaren, die die metaphysische Basis des ganzen Systems abgiebt, bedenkliche Widersprüche berge und an sich kaum ausreiche, dem System einen monistischen Charakter zu wahren; sie könnte in seinen Ansichten über das Verhältnis von Geist und Materie Unklarheiten und Schwankungen finden, die eine dualistische Auffassung nahe legen, u. s. w. Das alles und vieles andere könnte die Kritik thun; zwei Hauptverdienste wird sie aber Spencer nie absprechen können: er hat zuerst die revolutionierende Bedeutung des Entwicklungsbegriffes völlig erkannt, ihn erschöpfend definiert und zur Basis eines folgerichtigen realistischen Systems gemacht; und er hat in einer alexandrinischen Zeit, die immer mehr und immer ausschliesslicher in Spezialstudien zu versinken drohte, mit aller Macht darnach gestrebt, die Einheit des Wissens nachzuweisen: zu zeigen, wie in allen speciellen Wissenschaften dieselben allgemeinen Gesetze gelten, und wie ihr letzter Sinn nur verstanden wird, wenn wir sie als Teile eines harmonischen Ganzen auffassen.

Der Entwicklungsbegriff hat ohne Zweifel in der klassischen deutschen Philosophie immer eine hervorragende Rolle gespielt; während er von ihr aber stets idealistisch und teleologisch gefasst wurde, ist er für Spencer eine wissenschaftliche Theorie, die sich auf eine umfassende Analyse der Erfahrungsthatsachen gründet, und die, alles teleologische ausschliessend, sich in mechanischen Ausdrücken wiedergeben lässt. Darin unterscheidet sich eben Spencers Entwicklungslehre grundsätzlich von der eines Schelling und Hegel, mit denen sie auf den ersten Blick so vieles Verwandte zu haben scheint, dass Spencer nirgends den Boden der Wissenschaften verlässt, dass er nirgends

mit Begriffen operiert, die metaphysischer Natur sind und deshalb eine wissenschaftliche Verifikation nicht zulassen, sondern dass alle seine Denksymbole der Natur sind, dass sie sich schliesslich in Ausdrücke der sinnlichen Erfahrung auflösen lassen. Spencers Philosophie ist eben deshalb, weil sich ihr System ausschliesslich aus den Ergebnissen der positiven Wissenschaften aufbaut, selbst positiv. Sie unterscheidet sich aber von Comtes „positiver Philosophie", die eine blosse Encyclopädie der Wissenschaften oder bestenfalls ein Organ wissenschaftlicher Methoden ist, dadurch, dass sie durch eine glückliche Verwertung des Entwicklungsgesetzes zu einem wirklichen System mit „architektonischem Zusammenhang" wird.

Gerade dieser systembildende Zug in Spencers Philosophie ist um so anerkennenswerter, weil er selbst aus dem Boden der englischen Erfahrungsphilosophie hervorgewachsen ist, die seit Bacons und Hobbes Zeiten auch nicht einmal den Versuch gemacht hat, die Einzelerkenntnisse zur Totalität einer Weltanschauung zusammenzuschliessen. In unserer Zeit aber entspricht ein solcher Versuch einem um so wirklicheren Bedürfnis, als sich die Wissenschaft unter dem Zeichen der Arbeitsteilung mehr und mehr in Specialitäten und Specialitätchen verzweigt hat, die von einander mehr oder weniger unabhängig ihre ganze Kraft immer nur auf einen bestimmten und oft recht winzigen Ausschnitt aus dem Weltganzen richten und ebendeshalb dem ewigen Streben der menschlichen Vernunft nach Einheit der Weltanschauung nicht genügen können. Die einzelnen Wissenschaften gleichen, mit Schopenhauer zu reden, vielfach einem Orchester, dem der Kapellmeister fehlt. Jede spielt ihr Instrument ohne Rücksicht auf die andern und ohne Rücksicht auf das Ganze, in dem sie allein Sinn und Bedeutung erhält. Der Kapellmeister, der diesem Uebelstand abhilft und die einzelnen Stimmen zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, ist im grossen Reich der Wissenschaften die Philosophie, wie Spencer sie auffasst.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig zweier Werke Spencers, die nicht in den Rahmen der Darstellung des Systems fallen wollten, mit einem Wort zu gedenken; ich meine die Sammlung seiner Essays und seine paedagogischen Schriften.

Die endgültige Sammlung der Essays (Essays: scientific, political and speculative), die im Jahr 1891 erschien und in drei Bänden 47 Aufsätze enthält, die im Verlauf von etlichen 40 Jahren geschrieben worden sind, giebt eine Anordnung der Essays in jedem Band nach der Zeit ihres Erscheinens, in allen Bänden zusammen nach dem Stoff, den sie behandeln. Der erste Band enthält die Essays, in denen die Idee der Entwicklung sowohl im allgemeinen als im speziellen im Vordergrund steht. Die Essays des zweiten Bandes, die sich mit Fragen der Philosophie, der abstrakten und konkreten Wissenschaften und der Aesthetik beschäftigen, sind zwar auch alle evolutionistisch; ihr Evolutionismus ist aber mehr ein zufälliger als ein notwendiger. Und dasselbe gilt für die Essays des dritten Bandes, die ethische, politische und soziale Fragen behandeln. Das Studium der Essays bildet eine gute Einleitung und Vorbereitung für das Studium des Systems, dessen Stil gedrängter, mehr abstrakt und deshalb schwerer verständlich ist. In den Essays findet der Anfänger alle charakteristischen Lehren Spencers und zwar dargestellt in einem klaren, einfachen und populären Stil, wie er die Werke so vieler englischen Denker auszeichnet, und in ihren abstrakten Ausführungen glücklich belebt durch konkrete und anschauliche Beispiele. Die Essays bilden gleichsam einen laufenden Kommentar zu dem Hauptwerk; es giebt kaum einen Teil desselben, der in ihnen nicht teils anticipierend, teils weiter ausführend behandelt wäre.

Spencers Beiträge zur Erziehungskunst, die unter dem Gesamttitel „Education intellectual, moral and physical" erschienen sind, teilen ganz die stilistischen Vorzüge jener Essays.

Die vier Aufsätze, die dieses treffliche Werkchen bilden, haben Spencers Namen zuerst in weitere Kreise

getragen; sie sind — vielfach auf Veranlassung hervorragender Schulmänner — in 13 Sprachen übersetzt worden und werden in England und in den Vereinigten Staaten dem Unterricht in der Paedagogik als Textbuch zu Grunde gelegt. Spencers Paedagogik knüpft an die Reformbestrebungen eines Locke, Rousseau, Pestalozzi und anderer an, vertieft sie aber dadurch, dass er, was bei seinen Vorgängern mehr das Resultat vereinzelter Einfälle und Beobachtungen war, systematisiert und aus einer auf der breiten Grundlage der Entwicklungstheorie beruhenden Psychologie deduziert. Sie ist, ganz allgemein gesprochen, ein kraftvolles Plaidoyer für eine Erziehungsmethode, die den Hauptnachdruck auf die Förderung der spontanen Entwicklung legt; sie ist eine beredte Verteidigung eines liberalen Regiments, das alles Zuvielregieren vermeidet und den Kindern möglichst viel freien Spielraum gewährt. —

Der Philosoph, dessen Lebenswerk wir in dieser kleinen Schrift geschildert haben, weilt noch unter uns. Er ist jetzt hochbetagt und kränklich; aber sein Geist ist wunderbar frisch, wie es seine letzte Schrift glänzend bewiesen hat, die in Kraft des Ausdrucks, Feinheit der Dialektik und Reichtum der Illustration den Vergleich mit keiner der frühern Schriften zu scheuen braucht. Wir können dieses kleine Werk nicht besser schliessen als mit dem Wunsch, dass uns der „Grand Old Man“ der Philosophie noch manches aus dem Schatz seines Wissens und seiner Einsichten mitteilen möge, und mit dem Ausdruck unserer aufrichtigsten Glückwünsche dazu, dass er unter Schwierigkeiten, wie sie weniger tapfere Herzen bald abgeschreckt und weniger gewaltige Geister schliesslich erdrückt hätten, doch zuletzt das Ziel erreicht hat, das er sich in der Jugend steckte. „Qu' est-ce qu'une grande vie? Une pensée de la jeunesse, réalisée par l'âge mûr“.

Namen- und Sachregister.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Frommanns Klassiker der Philosophie.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Richard Falckenberg** in Erlangen.

Strassburger Post: Auch wir möchten diese Sammlung von Monographien dem deutschen Publikum aufs wärmste empfehlen, ja, wir nehmen keinen Anstand, diese klar geschriebenen Einführungen in das Reich der Denkerfürsten als den Grundstock jeder gediegenen Privatbibliothek zu bezeichnen. Dazu eignen sich die Monographien, nebenbei bemerkt, auch durch ihre vornehme Ausstattung.

I. G. Th. Fechner.

Von Prof. Dr. **K. Lasswitz** in Gotha.

214 S. Brosch. M. 1.75. Gebd. M. 2.25.

I. Leben und Wirken. — II. Das Weltbild. 1. Die Bewegung. 2. Das Bewusstsein.

Zur Einführung in dieselben können wir uns keinen besseren Führer wünschen, als das vorliegende Buch, das in seinem ersten Teil Fechners Leben und Wirken schildert, im zweiten eine verständnisvolle und allgemeinverständliche Darstellung des Weltbildes giebt, mittels dessen der grosse Denker sich die Rätsel des Daseins zu deuten suchte. (Dtsche. Medicin. Ztg.)

II. Hobbes

Leben und Lehre.

Von Prof. Dr. **Ferd. Tönnies** in Kiel.

246 S. Brosch. M. 2.— Gebd. M. 2.50.

I. Leben des Hobbes. — II. Lehre des Hobbes: Logik. Grund-Begriffe. Die mechanischen Grundsätze. Die Physik. Die Anthropologie. Das Naturrecht.

Die vorliegende Darstellung hat zum Verfasser den besten Hobbes-Kenner in Deutschland, der ein ebenso congeniales Verständnis auch für das Ethos seines Helden zeigt, wie Lasswitz für Fechner. (Histor. Zeitschrift.)

III. S. Kierkegaard

als Philosoph.

Von Prof. Dr. **H. Höffding** in Kopenhagen.

186 S. Brosch. M. 1.50. Gebd. M. 2 —.

I. Die romantisch-spekulative Religionsphilosophie. — II. K's ältere Zeitgenossen in Dänemark. — III. K's. Persönlichkeit. — IV. K's. Philosophie.

. . . Das Studium Kierkegaards ist schwierig; wir glauben, dass es durch diese ausgezeichnete Biographie sehr viel leichter geworden ist. (Dtsche. ev. Kirchenztg.)

IV. Rousseau

und seine Philosophie.

Von Prof. Dr. **H. Höffding** in Kopenhagen.

158 S. Brosch. M. 1.75. Gebd. M. 2.25.

I. Rousseaus Erweckung und sein Problem. — II. R. und seine Bekenntnisse. — III. Leben, Charakter und Werke. — IV. Die Philosophie Rousseaus.

Einer fein ausgeführten Charakteristik, die uns Höffding von den autobiographischen Schriften Rousseaus giebt, folgt die Darstellung der grossen Irrfahrt seines Lebens, dann die Charakteristik seiner Werke. Jene ist ausgezeichnet durch die Tiefe des Verständnisses und die darauf beruhende Freiheit und Milde des Urteils, diese durch Weite des Blickes und Sicherheit der geschichtlichen Orientierung. (Dtsche Litteraturztg.)

V. Herbert Spencer.

Von Dr. **Otto Gaupp** in London.

Mit Spencers Bildnis. 168 S. Brosch. M. 1.75. Gebd. M. 2.25.

I. Spencers Leben. — II. Spencers Werk. 1. Zur Entstehungsgeschichte der Entwicklungsphilosophie. 2. Die Prinzipienlehre. 3. Biologie und Psychologie. 4. Soziologie und Ethik.

Es ist eine überaus schwierige Aufgabe, den Universalphilosophen auf etwa 170 Seiten dem Leser zugänglich zu machen. Otto Gaupp hat diese Aufgabe vorzüglich gelöst . . . Wir glauben dem Werke keine bessere Empfehlung geben zu können, als durch den Ausdruck der Ueberzeugung, dass jeder, der diese Einführung gelesen hat, auch den Wunsch hegen muss, Spencer selbst zu studieren. — Eine fesselnd geschriebene Biographie leitet die Darstellung der Lehre Spencers ein. (Münch. N. Nachr.)

VI. Fr. Nietzsche.

Der Künstler und der Denker.

Ein Essay von Prof. Dr. **Alois Riehl** in Halle.

Mit Nietzsches Bildnis. 2. Aufl. 132 S. Brosch. M. 1.75. Gebd. M. 2.25.

I. Die Schriften und die Persönlichkeit. — II. Der Künstler. — III. Der Denker.

Unter den zahlreichen Schriften, die in letzter Zeit von Universitätsprofessoren über das Thema erschienen sind, dürfte das Riehl'sche Buch den ersten Rang einnehmen. Riehl ist dem vielverlästerten paradoxen Denker bis in die geheimsten Wandelgänge seines abgründlichen Denkens gefolgt und hat den Werdegang des Dichterphilosophen klar erfasst und objektiv wiedergegeben. . . . Wer an der Hand eines feinsinnigen und wirklich kundigen Führers an ihn herantreten will, der greife zu diesem Buch. (Die Zeit.)

VII. J. Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von Prof. Dr. **Friedr. Paulsen** in Berlin.

Mit Bildnis und Brieffaksimile aus 1792.

2. bis 3. Aufl. 420 S. Brosch. M. 4.—. Gebd. M. 4.75.

Die klare Darstellung, die den Kantischen Schematismus zuweilen erst durchsichtig macht, die Lösung der Hauptgedanken aus der Fülle des Details ist bezeichnend wie für alle Schriften, so auch für dieses Werk Paulsens. Das auch äusserlich vornehm ausgestattete Buch wird an seinem Teile ein guter Diener der „Königin der Wissenschaften" und ein tüchtiger Führer für deren Jünger sein. (Leipz. Zeitg.)

VIII. Aristoteles.

Von Prof. Dr. **Herm. Siebeck** in Giessen.

144 S. Brosch. M. 1.75 Gebd. M. 2.25.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Geschichte der Philosophie im Umriss.

Ein Leitfaden zur Übersicht
von Dr. **Albert Schwegler.**

15. Aufl. durchgesehen und ergänzt von Prof. Dr. R. Koeber.

402 S. Originalausg. gr. Oktav. Brosch. M. 2.25. Geb. M. 3.—.

Das Schweglersche Werk behält in der philosophischen Geschichtslitteratur bleibenden Wert durch die lichtvolle Behandlung und leichte Bewältigung des spröden Stoffs bei gemeinfasslicher Darstellung, die sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit paart.

Mythologie und Metaphysik.

Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen
von Prof. Dr. **Wilhelm Bender** in Bonn.

I. Bd.: **Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Altertum.**

296 Seiten. Brosch. M. 4.—.

I. Die Entwicklung der metaphysischen aus der mythischen Weltanschauung. II. Die Entstehung der psychozentrischen Weltanschauung und ihre Ausbildung durch Platon. III. Die drei Hauptformen der kosmozentrischen Weltanschauung. IV. Skepticismus und Synkretismus. Wiederaufleben des asketischen Supernaturalismus in der Endzeit des Griechentums.

Theorie des Gefühls zur Begründung der Ästhetik.

Von Prof. Dr. **Max Diez.**

172 S. Brosch. M. 2.70.

Psychische Kraftübertragung.

Enthaltend unter anderem einen Beitrag zur Lehre von dem Unterschied der Stände.
Von **Exsul.**

23 S. Brosch. M. —.50.

John Locke,

ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert.
Von Dr. **Ed. Fechtner,** Custos d. Bibliothek d. techn. Hochschule Wien.

310 S. Brosch. M. 5.—.

I. Knabenalter und Studienjahre. II. Eintritt ins öffentliche Leben. III. Im Hause des Grafen Shaftesbury. IV. In Frankreich. V. Locke während der politischen Kämpfe von 1679—1683. VI. In Holland. VII. Zeit der litterarischen Produktion. VIII. Im Dienste des Staates. — Literarische Kontroversen. IX. Die letzten Jahre. X. Locke's Charakter.

Der Wille zum Glauben

und andere populärphilosophische Essays.
Von Prof. **William James.** Übersetzt von Dr. **Th. Lorenz.**

216 Seiten. Brosch. M. 3.—.

1. Der Wille zum Glauben. 2. Ist das Leben wert, gelebt zu werden. 3. Das Rationalitätgefühl. 4. Das Dilemma des Determinismus. 5. Der Moralphilosoph und das sittliche Leben.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Das Bewusstsein.

Grundzüge naturwissenschaftlicher und philosophischer Deutung.
Von **Emil Schlegel.**
Mit Geleitsworten von Prof. **Th. Meynert** in Wien.
128 S. Brosch. M. 2.—.

Der Kampf zweier Weltanschauungen.

Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschluss der christlichen Offenbarung.
Von Prof. Dr. **G. Spicker** in Münster.
310 S. Brosch. M. 5.—.

I. Historische Begründung des Standpunktes. 1. Allgemeine Voraussetzungen. 2. Mittel und Endzweck der Philosophie. 3. Selbstgeschaffene Hindernisse und immanente Fortschritte. — II. Kritische Entwicklung des Princips. 1. Kritik des Pantheismus. 2. Kritik des Monotheismus. 3. Kritik des Orthodoxismus.

Ein deutscher Buddhist.

(Oberpräsidialrat **Theodor Schultze.**
Biographische Skizze von **Dr. Arthur Pfungst.**
50 S. 8°. Brosch. M. —.75.

Die Grundfrage der Religion.

Versuch einer auf den realen Wissenschaften ruhenden Gotteslehre von Prof. **Dr. Julius Baumann** in Göttingen.
72 S. Brosch. M. 1.20.

Wie Christus urteilen und handeln würde,

wenn er heutzutage unter uns lebte.
Von Prof. **Dr. Julius Baumann** in Göttingen.
88 S. Brosch. M. 1.40.

Kritik und Christentum

von Stadtpfarrer **M. Finckh.**
II Auflage. 234 S. Brosch. M. 1 20.

Deutsch-evangelisch.

Von Diakonus **P. Graue.**
96 S. Brosch M. 1.50.

Leben und Walten der Liebe.

Von **S. Kierkegaard.** Uebersetzt von **A. Dorner.**
534 S. Brosch. M. 5.—; gebd. M. 6.—.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Kierkegaard, S., Angriff auf die Christenheit.

Uebersetzt von **A. Dorner** und **Chr. Schrempf.**

656 S. In 2 Teile brosch. M. 8.50. Gebd. M. 10.—.

Daraus Sonderdruck:

Richtet selbst.

Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen.

Zweite Reihe. 112 S. M. 1.50.

Schriften von **Christoph Schrempf:**

Drei Religiöse Reden.

76 S. Brosch. M. 1.20.

Natürliches Christentum.

Vier neue religiöse Reden. 112 S. Brosch. M. 1.50.

Ueber die Verkündigung des Evangeliums an d. neue Zeit.

40 S. Brosch. M. —.60.

Obige 3 Schriften in einen Ganzleinwandband gebunden **M.** 3.30.

Zur Pfarrersfrage.

52 S. Brosch. M. —.80.

An die Studenten der Theologie zu Tübingen.

Noch ein Wort zur Pfarrersfrage.

30 S. Brosch. M. —.50.

Eine Nottaufe.

56 S. Brosch. M. —.75.

Zur Theorie des Geisteskampfes.

56 S. Brosch. M. —.80.

Die Wahrheit.

Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens.

Herausgeber: **Chr. Schrempf.**

Bd. I—IV brosch. à M. 3.20, gebd. à M. 3.75., V—VIII brosch. à M. 3.60, gebd. à M. 4.15. Bei gleichzeitiger Abnahme von mindestens 4 Bänden jeder Band nur M. 2.— brosch., M. 2.50 gebd.

Die Zeitschrift enthält eine Anzahl Aufsätze von bleibendem Werte aus der Feder der Professoren Fr. Paulsen, Max Weber, H. Herkner, Theobald Ziegler, Alois Riehl, von Pfarrer Fr. Naumann, Karl Jentsch, Chr. Schrempf und anderen hervorragenden Mitarbeitern.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. **A. Döring.**

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Herbart, Pestalozzi

und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

157 S. Brosch. M. 1.80.

I. Herbarts allgemeine Bedeutung. II. Herbarts Ethik. III. Herbarts Psychologie. Einteilung seiner Pädagogik. „Regierung". IV. „Unterricht" und „Zucht"; „Erziehender Unterricht". V. Das Zeitalter Pestalozzis. VI. Allgemeine Grundlagen der Erziehungslehre Pestalozzis. VII. Pestalozzis Grundansicht über die soziale Bedingtheit der Erziehung. Die „Abendstunde". VIII. Ethik und Sozialphilosophie nach den „Nachforschungen". Religion.

Sozialpädagogik.

Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

360 S. Brosch. M. 6.—.

I. Fundamentalphilosophische Voraussetzungen. II. Grundlinien individualer und sozialer Ethik. III. Organisation und Methode der Willenserziehung.

Rodbertus.

Von **Karl Jentsch.**

259 S. Preis brosch. M. 3.—; eleg. gebd. M. 3.80.

I. Lebensgeschichte. II. Die Lehre. 1. Antike Staatswirtschaft. 2. Die Volkswirtschaft der Gegenwart. 3. Die Staatswirtschaft der Zukunft. III. Die Bedeutung des Mannes.

P. J. Proudhon.

Leben und Werke.

Von Dr. **Arthur Mülberger.**

248 S. Brosch. M. 2.80. Eleg. geb. M. 3.60.

I. Der Kritiker. 1809–1848. II. Der Kämpfer. 1848–1852. III. Der Denker 1852–1865.

Gut und Geld.

Volkswirtschaftliche Studien eines Praktikers.

Von **Gustav Müller.** (New-York).

292 S. Brosch. M. 2.40. Eleg. geb. M. 3.20.

I. Der Reichtum. II. Das Kapital. III. Der produktive und der unproduktive Verbrauch. IV. Der Lohn. V. Der Gewinn. VI. Die Rente. VII. Der Wert. VIII. Das Geld. IX. Die Produktivität der Nationen. X. Der Welthandel. XI. Freihandel und Zollschutz. XII. Die Krisis. XIII. Die Grenzen des Reichtums.
